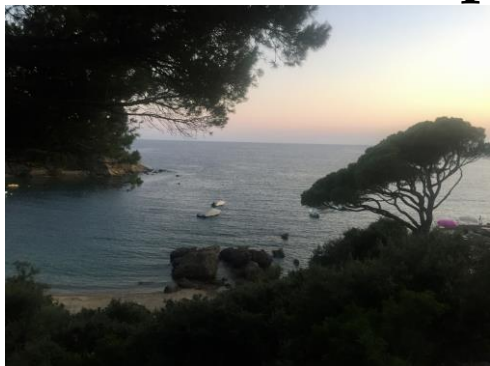


Kaleidoskop



Roman

Ein Reigen von Leben,
die sich begegnen,
berühren, vereinen und verlieren,
und immer wieder neu sortieren

CHRISTOPH
VON
NOSTITZ

Copyright © 2022
Constantin von Nostitz
Copyright © Cover-Gestaltung CCONOS
Eduard-Schenk-Straße 38
80807 München
cconos@gmx.de

Titelbild: Privatfoto

Meine Vita

Im Sommer 1957 kam ich in München zur Welt. Die Schulzeit und eine kaufmännische Berufsausbildung absolvierte ich in meiner Geburtsstadt. Es folgte der Diplom-Abschluss in Betriebswirtschaftslehre. Das Studium und die berufliche Laufbahn führten mich an Stationen im In- und Ausland. Seit dem Jahr 2000 lebe ich wieder in München.

Mit vierzehn schrieb ich meinen ersten Roman, eher eine Kurzgeschichte. Der Stoff: ein Kavalier meiner älteren Schwester. Seine Balztänze und Gebärden müssen festhalten werden, fand ich damals und begann zu schreiben. Anlässlich langer Auslandsaufenthalte verfasste ich statt knapper Briefe ausführliche Reiseberichte. Das entsprach meiner Freude am Erzählen und dem Wunsch, Ereignisse zu lebendigen Erlebnissen werden zu lassen. Die folgenden Dekaden ließen mir keinen Raum, um Prosa zu schreiben. Dann nahm ich mir die Zeit und verfasste die Roman *Kaleidoskop* und *Zürich, Frauenbadi. Lügen, Intrigen, Täuschungen und andere Wahrheiten* ist mein erster Band mit Erzählungen.

Mein Debutroman war allerdings die Geschichte *Vom Jungen, der kein Kind sein wollte*. Beim Verfassen der nachfolgenden Titel und durch die Teilnahme an Klassen für kreatives Schreiben wurde mir aber klar, was alles in meinem Erstlingswerk nicht passte. In Folge habe ich das Buch zurückgenommen. Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungens, der seine Kindheit nicht sonderlich mochte, irgendwann eine zweite Chance?

Vorwort des Autors

Das Erzählen von Geschichten ist mir ein Vergnügen. Es ist ein Drängen und Drängeln von Worten die aufs Papier möchten – von Geschichten, die erzählt werden wollen. Also schreibe ich. Was von den Geschichten vielleicht oder tatsächlich wahr ist, oder frei erfunden, ist wahrlich unwichtig. Der Geist der Zeit, in denen sie stattgefunden haben sollen, war jedenfalls so, dass die Ereignisse genauso stattfinden könnten.

Aus vielen Gesprächen und Schreibseminaren weiß ich, dass sich kein Agent und kein Verlag eines alten weißen Manns als Autor annimmt. Wie geht es also weiter: Ich schreibe aus Freude am Schreiben, aus Lust am Verweben von Ereignissen zu Geschichten, aus Spaß daran, Figuren lebendig werden zu lassen und an Enden die mich selbst überraschen. Es heißt, Schreiben sei ein einsames Geschäft. Das finde ich nicht. Ich amüsiere mich prächtig mit meinen Figuren. Und vielleicht findet sich ja eines Tages doch ein mutiger Verlag.

Bitte um Nachsicht

Als Hobby-Autor genieße ich nicht das Privileg eines Korrektorats oder Lektorats. Es sind sicherlich noch Rechtschreib- und Interpunktionsfehler, und vermutlich auch Zeitenfehler in den Geschichten. Auch am Ausdruck ließe sich weiter feilen. Ich bitte um Nachsicht.

Die Geschichte

Lilli ist jung und entschlossen. Um ans Ziel zu kommen, scheut sie nicht vor kleinen, wie sie findet, verzeihlichen Manipulationen zurück. So angelt sie sich Anton. Das Leben steht im Zeichen der 68er-Bewegung. Ihre Tochter Taraneh wächst im liberalen Geist der Zeit auf.

Früh beobachtet Taraneh die Eitelkeiten und Abgründe der Erwachsenen. Sie fragt sich, warum bei Astrid, einer Freundin ihrer Mutter, immer zwei Knöpfe der Bluse mehr offenstehen, wenn auch Tom zu Gast ist, und was Karins Fuß unter dem Hosenbein von Friedrich, Astrids Mann, zu suchen hat. Lilli und Anton begleiten Taraneh ohne Tabus bei ihren Beobachtungen. Dennoch entflieht Taraneh ihrer Heimatstadt München zum Studium nach Freiburg. Sie möchte unbeobachtet mit dem Leben und der Liebe experimentieren – bis ein Verrat alles ändert.

Paolo flieht ebenfalls – von Perugia nach Hamburg. Dort trifft er Nicoletta, die auch geflohen war. Aus gutem Grund halten sie ihre Liebe lange geheim – bis das Schicksal sie trennt.

Jahre vergehen, da kreuzen sich die Wege von Taraneh und Paolo. Beide von Leidenschaft füreinander überwältigt, aber von ihren Schicksalsschlägen gehemmt, beschließen eine Reise zu wagen. Kein Ort, kein Weg sind das Ziel – sondern Antworten. Können sie die dunklen Schatten der Vergangenheit überwinden?

Ouvertüre	11
Die Anfänge	17
Fluchten I	107
Fluchten II	161
Neue Welt	241
Erkenntnisse	265
Finale	333

Ouvertüre

Ouvertüre.....13

Ouvertüre

Mit dem ersten Augenaufschlag bin ich hellwach. Die Terrassentüren stehen offen im Raum. Durch die verschlossenen Läden sehe ich wie das hereinströmende Morgenlicht einen goldenen Firnis über alles legt. Warme Luft streicht mir über die Haut und lässt mich schon zu dieser frühen Stunde die bevorstehende Hitze des neuen Tages ahnen. Die Brise führt den Geruch des Meeres, durchwoben vom süßen Duft wilder Feigen, mit sich. Ich sauge die Mischung auf, hänge ihr nach – und spüre die betörende Wirkung.

Vorsichtig wende ich den Kopf und sehe zu Paolo. Er schläft noch und liegt mir zugewandt da. Das Betttuch ist von ihm abgerutscht. Ich denke daran, dass mein Verlangen nach Nähe mit ihm – nach mehr Nähe – bald erfüllt wird und bekomme Gänsehaut. Ich muss mich beherrschen, nicht vor Ungeduld und Lebenslust mit den Füßen über das Laken zu scharren. Bilder stiller Stunden zu zweit, in einsamen Buchten, die wir nur mit Paolos Boot erreichen, erfassen mich.

Als Leopolds feige Lüge aufgefliegen war, war mir das Leben kaum mehr erträglich erschienen. Jedes

Mal, wenn ich danach an sein falsches Spiel gedacht habe, hätte ich den nächstbesten Gegenstand an die Wand knallen können. Aber nicht wegen seinem erbärmlichen Verrat. Sondern wegen mir selbst: Wie hatte ich es nur so weit kommen lassen können? Ich hätte den finsternen Betrug erkennen können, ja müssen. Es ist vorbei. Seit geraumer Zeit kann ich das Leben, mein neues Leben, mein Leben mit Paolo, zügellos genießen – und verspüre Dankbarkeit – und auch Demut.

Langsam drehe ich mich auf die Seite, ihm zu. Für den Augenblick widerstehe ich der Versuchung, Paolo nahe zu kommen, auch wenn die Verlockung groß ist. Der Anblick seines Körpers, seiner schlanken Hände, seiner vollen Lippen, steigert meine Sehnsucht nach seinen Berührungen. Aber die erste Berührung des Tages, diesen magischen Moment, zögere ich noch ein wenig hinaus. Währenddessen steigern die Wärme seiner Haut und sein Geruch mein Verlangen, meine Wollust.

Im kommenden Jahr feiern wir Paolos vierzigsten Geburtstag. Hoffentlich zusammen – und hoffentlich hier auf Elba. Ich schaue in sein Gesicht, das von vielen Forschungsreisen gegerbt ist. Die Züge sind markant. Seine dichten, dunklen Locken verleihen ihm eine fast jugendliche Frische. Eine kleine Weile sehe

ich ihn an – ihm beim Schlafen zu. Dann ist der Moment gekommen: Ich werfe mein langes dunkles Haar zur Seite, drehe mich um und schmiege mich mit dem Rücken an seine Brust. Ich kenne seine Reaktionen, die einstweilen Reflexen gleichen. Ich erwarte seinen Arm, der sich langsam über mich legt. Seine Hand findet den gewohnten Platz, meine Brust – und streichelt sie sanft. Oft flüstert er dann meinen Namen – sehnuchtsvoll: „Taraneh“. All das ist unser Ritual geworden. Mit kindlichem Vergnügen provoziere ich den Ablauf seit Beginn unserer Beziehung immer aufs Neue.

Und immer wieder aufs Neue danke ich meiner Intuition, ihm in jener Sommernacht in Stockholm eine zweite Chance gegeben zu haben – nachdem er mich anlässlich unserer ersten Begegnung einige Jahre zuvor so brüskiert hatte.

1.

Die Anfänge

Perugia	19
Intermezzo I	24
Mission Apollo	28
Geständnisse	33
Intermezzo II	38
Der Name	41
Intermezzo III	47
Lebensraum	50
Intermezzo IV	53
Welt der Erwachsenen	55
Intermezzo V	58
Beobachtung	62
Eigene Welten	65
Intermezzo VI	68
Noch mehr Beobachtungen	70
Am nächsten Tag	75
Gerücht	76
Briefumschläge	80
Übergriff	85
Distanz	87
Spaziergang	90
Fest am See	96
Nacht am See	101
Am nächsten Morgen	103

Perugia

Paolo hastete so schnell durch die engen Gassen der Altstadt von Perugia, dass er bei jedem Schritt den Schulranzen auf dem Rücken tanzen spürte. Mit knappen Schritten nach links und rechts wich er den Radfahrern und Touristen aus, die jetzt, da die große Sommerhitze vorüber war, die Stadt wieder bevölkerten. Eigentlich hätte er auf direktem Weg nachhause sein sollen. Das ging aber nicht. Er war unterwegs zu seinem Freund Francesco. Der war heute, am ersten Schultag nach den Sommerferien, nicht neben ihm gesessen. Noch nie war Francescos Platz leer geblieben. Paolo hoffte, sein Freund würde nicht krank sein. Ihm war die Freundschaft mit Francesco wichtig. Nicht nur, um mit ihm Fußball zu spielen, sondern vor allem um der oft erdrückenden Fürsorge seiner Mutter zu entkommen.

Für einen Drittklässler war Paolo groß. Mit seinen langen Beinen stand er bald vor der schmucklosen Fassade der Mietskaserne, in der sein Freund wohnte. Gerade als er klingeln wollte, trat ein alter Mann aus der Haustür. Paolo kannte ihn vom Sehen und sprudelte los.

„Wo ist Francesco, warum war er nicht in der Schule?“

Paolo beobachtete den Alten, wie er sich auf seinen Stock abstützte und zu ihm heruntersah.

„Francesco wohnt nicht mehr hier. Er ist am Freitag mit seiner Familie nach Deutschland abgereist. Sein Vater hat dort eine neue Arbeit übernommen“, erklärte der Mann geduldig.

Paolo wusste nicht, was das bedeuten sollte. War Deutschland weit weg? Würde Francesco bald wiederkommen? Ohne ein weiteres Wort an den Alten, drehte er sich um und trottete nach Hause. Die bevorstehende Standpauke der Mutter war ihm egal. Sicher patrouillierte sie schon vor dem Haus auf und ab, mal in Richtung der einen, mal der anderen Straßenecke, bis sie ihn sehen würde. Dann würde sie auf ihn zueilen, ihre Finger in seine Schultern bohren und den immer gleichen Satz sagen:

„Du bist schon wieder zu spät. Du weißt doch, welche Sorgen ich mir jedes Mal mache, wenn Du nicht pünktlich bist.“ Über was sie sich sorgte, erfuhr er nie.

Zu seiner Überraschung stand die Mutter nicht vor dem Haus. Sie blieb auch gelassen, als er läutete und sie die Wohnungstür öffnete. Schnell lief er an ihr vorbei und durch den dunklen Gang in sein enges Zimmer. Dort warf er den Schulranzen auf das Bett. Er

war froh, um ein Donnerwetter herumgekommen zu sein, zumindest für den Augenblick. Dann ging er in die Küche. Der Tisch war gedeckt. Er hatte aber keinen Hunger. Vorsichtig begann er, von den Neuigkeiten um Francesco zu erzählen. Die Mutter nahm ihn auf den Schoß. Dafür war er eigentlich schon zu groß. Auch die Nähe mochte er nicht mehr. Aber jetzt ließ er es zu und auch, dass sie ihm durch die wilden schwarzen Locken fuhr.

„Ich weiß. Francescos Mutter war vor acht Tagen hier und hat mir alles erzählt“, begann die Mutter, nach dem Paolo ihr berichtet hatte, was er von dem alten Mann wusste. „Der Vater hat in Deutschland Arbeit angenommen. Die Eltern haben niemandem etwas erzählt. Sie wollten nicht, dass sich Francesco und seine Schwester beunruhigen.“

Sie hielt ihm einen Umschlag hin, auf dem sein Name stand. Paolo. Noch nie hatte er Post bekommen. Vorsichtig zog er den Papierbogen aus dem Kuvert und las die in Druckbuchstaben geschriebenen Zeilen. Francescos Mutter bedauerte, dass die Kameraden nun nicht mehr gemeinsam spielen könnten. Dann versprach sie, dass die beiden sich aber wiedersehen würden. Zum Abschluss lud sie ihn zu einem Besuch nach München ein. Paolo faltete den Brief wieder zusammen.

„Wie spricht man dort, in München?“

„Deutsch“, antwortete die Mutter. „So wie ich mit meinen Touristengruppen oft spreche.“

Die Mutter bot Stadtführungen an – und während er bei ihr auf dem Schoß saß, sah er sie vor sich, Touristen durch Straßen und über Plätze führen, immer die gleichen Fakten darlegen, und jedes Mal mit großer Begeisterung historische Anekdoten erzählen. Dabei sprach sie oft Deutsch.

„Ist Deutsch schwer zu lernen?“, wollte er wissen. Aber er hörte die Antwort nicht mehr. Er hatte bereits beschlossen, Deutsch zu lernen, sobald in der Schule die erste Fremdsprache auf den Lehrplan käme. Er wollte Francesco in dessen neuer Heimat besuchen. Einstweilen schrieben sich die Freunde Postkarten, auf Italienisch. So überbrückten sie die Zeit bis zu ihrem ersten Wiedersehen – zu Weihnachten, als Francescos Familie nach Perugia kam.

Als Erwachsener dachte Paolo manchmal an die zufällige Fügung, Deutsch gelernt zu haben. Wer weiß, sinnierte er dann, wie sein Leben verlaufen wäre, wenn er dieser Laune des Schicksals nicht gefolgt wäre. Er ist von der Gewissheit erfüllt, dass dieser Zufall das erste Glied einer Kette von Ereignissen und Begegnungen war, die andernfalls nie

stattgefunden hätten – niemals wäre er nach Hamburg gezogen, weder hätte er Nicoletta kennengelernt, noch wären Taraneh und er heute ein Paar.

Intermezzo I

Still liege ich da, an Paolo geschmiegt. Seit wir uns wieder in seinem Haus auf Elba aufhalten, sehen ich mich wie jeden Morgen um diese Stunde um. Paolo spricht nie von seinem Haus, sondern immer vom Stall. Denn einst war das Anwesen ein Bauernhof. Zwischenzeitlich ist der Stall unser zweites Zuhause geworden. Immer wieder erzählt er begeistert die Geschichte, wie er das verwahrloste Gehöft entdeckt hatte und dem Gemäuer neues Leben eingehaucht hat. Während seiner Schilderungen sehe ich es vor mir – wie er das unwegsame Gelände dieses Teils der Insel erkundete. Er war alleine unterwegs gewesen und entdeckte den aufgegebenen Bau nur zufällig. Er liegt zurückversetzt, oberhalb eines Weges, der ins Nichts führt. Auf dem Plateau angekommen, spürte er den nachlassenden Wind. Eine geschützte Lage ist das hier – nistete sich bei ihm ein. Die Aussicht auf das Meer fesselte ihn blitzartig. Kein Gebäude versperrte die Sicht. Der Blick reichte bis zum Festland, Richtung Castiglione della Pescaia, und schemenhaft bis Korsika.

Er sah die silbrigen Blätter der knorrigen Olivenbäume im Wind flirren und nahm das Flüstern der großen Blätter von wilden Feigenbäumen wahr. Schon damals liebte er die klebrige Süße der Früchte und den berausenden Duft. Das Gebäude schmiegte sich an das Gelände – als würde die Topographie es in einer Armbeuge beschützen. Er durchstreifte das leere Gehöft. Über eine steinerne Innentreppe gelangte er in das Obergeschoss. Dort trat er auf dem erhöhten Geländeniveau hinaus auf eine natürliche Terrasse und war überwältigt. Nach Westen hin, konnte er das Meer sehen. Wie phantastisch müssten die Sonnenuntergänge von hier aus zu beobachten sein, durchfuhr es ihn. Schlagartig wurde er unruhig. Seit einiger Zeit spielte er mit dem Gedanken, sich auf Elba eine eigene Bleibe zu suchen. Er liebte die Insel mit ihren Mikroklimazonen und wegen des klaren Wassers. Fast gebetsmühlenartig hatte er sich wieder und wieder die Vorzüge des Eilands aufgezählt, um sich die Verwirklichung dieses Traums eines Tages rechtfertigen zu können. Trotz des jämmerlichen Zustands des Hofes nahm er die magische Aura wahr, die von dem Flecken ausging. Er ahnte die Spielräume, die diese Lage bot – und spürte, vor einer Entscheidung zu stehen. Aber schon im nächsten Augenblick wusste er, dass es nichts

mehr zu entscheiden gab. Das hatte sein Inneres bereits getan. Hier wollte er den unbestimmten Plan, seinen vagen Traum sich auf Elba anzusiedeln, verwirklichen. Es war aber auch eine Hoffnung, die ihn anspornte. Vielleicht war es das, was er benötigte, um die Leere der zurückliegenden Jahre zu überwinden und hinter sich zu lassen – und unverzüglich spürte er Nicolettas Präsenz. Zu dieser Zeit suchte Nicoletta ihn noch immer gelegentlich auf. Dabei empfand er ihr Erscheinen längst als Heimsuchung – und schämte sich, und bekam ein schlechtes Gewissen.

Den Rest der Geschichte hat Paolo dann immer schnell erzählt: Er ermittelte den ortsansässigen Metzger als Eigentümer. Der erzählte ihm, dass sein Vater dort einst Ziegen, Esel und gelegentlich Kühe gehalten hatte. Er selbst hätte aber keine Verwendung mehr für den Stall, denn heute kämen das Fleisch, die Würste und die Schinken in seiner Theke von den Schlachthöfen auf dem Festland. Paolo unterbreitete dem Mann ein Angebot und erwarb das Areal.

Der Kauf erwies sich als Glücksfall. Nie hätte Paolo an der Stelle ein neues Gebäude errichten dürfen. Nur bestehende Bauten, auch wenn sie Ruinen glichen, durften renoviert werden. Die Vorschrift sichert Paolo dauerhaft den freien Blick auf das Meer und die Privatsphäre der abgeschiedenen Lage. Von dem

traurigen Zustand des Hofes zeugen Fotos im Treppenhaus der steinernen Treppe hier hinauf in den oberen Stock – in unseren privaten Bereich in dem wir jetzt liegen.

Mission Apollo

Lilli ließ den Ball ein paar Mal auf den roten Sand auftippen, bevor sie ihn zum Aufschlag hochwarf. Konzentrier Dich, ermahnte sie sich. Der Aufschlag muss sitzen. Fiona darf nicht den Eindruck bekommen, dass sie nicht bei der Sache wäre. Ihre Konzentration galt aber nicht dem Spiel, sondern Platz Nummer sieben. Dort spielte er, der Mann, dem seit seinem Eintritt in den Tennisverein zu Saisonbeginn Lillis ganze Aufmerksamkeit in Sachen Männer gehörte. Vom Belegungsplan wusste sie, dass er Anton hieß. Und noch etwas wusste sie: dass er an drei Tagen pro Woche morgens von sieben bis acht mit immer demselben Partner auf immer demselben Court spielte.

Ohne je mit ihm mehr als ein paar flüchtige Worte der Begrüßung im Vorbeigehen gewechselt zu haben, übte er eine magische Anziehung auf sie aus. Seine ruhige Art, seine Gelassenheit, sein Aussehen wirbelten jedes Mal, wenn sie ihn sah, ihre Gedanken auf und durcheinander. Einfach alles an diesem Mann fand sie attraktiv – außer seinen Namen: „Anton, wie kann man nur so heißen. Was haben sich die Eltern

dabei gedacht?“, wiederholte sie Fiona gegenüber immer wieder.

Fiona konnte Lillis kindische Schwärmereien und das Gejammer über fehlende Gelegenheiten eines Kontaktes mit Anton nicht mehr hören. Erst hatte sie sich von Lilli breitschlagen lassen, ihre Tennisverabredungen auf den frühen Morgen, von sieben bis acht Uhr, zu verlegen. Dabei war sie noch weniger ein Morgenmensch als Lilli. Und seither spielte Lilli auch noch unkonzentrierter.

Der Ball kam zurück zu Lilli, ging ein paar Mal zwischen ihr und Fiona hin und her, bis sie ihn kraftlos ins Netz schlug. Fiona rannte vor ans Netz und schlug mit der flachen Schlägerseite auf das gespannte Stahlseil. Ein scharfer Pfeifton peitschte über den Platz. „Unternimm was. Egal was. Aber bring Deinen Hormonstau ins Lot“, zischte Fiona sie an. Wie ein geschlagener Hund und reumütig hob Lilli die Bälle auf. So weit war es also schon, gestand sie sich, und entschuldigte sich bei der Freundin. Sie verließen den Platz vorzeitig.

Als Lilli am Turnierplan vorbeikam, las sie:

Großes Sommerturnier

Gemischtes Doppel (die Paarungen werden ausgelost)

Abends Tanz

Augenblicklich war sie elektrisiert. Das war die Gelegenheit. Zugleich beschloss sie, das Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und ging in das kleine, angestaubte Vereinsbüro. Auf dem Fernsehbildschirm in der Ecke lief die Live-Übertragung des Ereignisses, das seit Tagen die Welt in Atem hielt: Apollo 11 war auf dem Mond gelandet. Das interessierte Lilli allerdings überhaupt nicht. Sie hatte eine ganz andere Landung im Sinn. Ein kurzes Gespräch mit der Sekretärin und ein verschworener Blick sollten Fortuna bei der Ziehung des Matchpartners gewogen stimmen – sollte sich Anton auch zum Turnier anmelden. Mit einem konspirativen Dank und listigem Lächeln verließ sie das Büro und fuhr mit dem Rad zur Uni – im Wissen, sich an diesem Vormittag nicht auf die Vorlesungen konzentrieren zu können. Zwei Tage später vergewisserte sie sich, dass sich ihr Einsatz bei der Sekretärin gelohnt hatte.

Ein unverfänglicheres Kennenlernen hätte es nicht geben können, freute sie sich diebisch, als sie am Samstag neben Anton auf dem Platz stand. Wieder wurde ihr bewusst, wie sehr sie sich den Kontakt mit ihm ersehnt hatte. Ihr Zusammenspiel hätte allerdings kaum schlechter sein können. Als sie beide den gleichen Ball annehmen wollten, schlug sie Anton fast den Schläger aus der Hand. Schlagartig schwand ihre

Hoffnung, bei ihm zu punkten. Aber er blieb entspannt. Schließlich schafften sie es bis ins Viertelfinale.

Während sie nach ihrem letzten Spiel den Platz verließen, ergriff Lilli abermals die Initiative. Sie wollte weiterhin nichts dem Zufall überlassen.

„Sollen wir uns zur Siegerehrung und zur Abendveranstaltung wieder hier treffen?“ Sie wollte die Frage als Aufforderung verstanden wissen. Aber kaum hatte sie den Satz ausgesprochen, kam ihr der Gedanke, dass Anton vielleicht gar nicht vorhatte zu kommen – oder vielleicht in eigener Begleitung? Gut, sie hatte ihn immer nur mit demselben Tennispartner gesehen. Das musste aber nicht heißen, dass es in seinem Leben nicht auch eine Frau gab, vervollständigte sie ihre Überlegung. Oder war gar sein Tennispartner sein Lebenspartner? Hatte sie etwas übersehen? Ihr wurde schwindlig. In den Ohren hörte sie das Blut rauschen. Sie hatte das Gefühl, ihr Herzschlag würde durch ihr Tennisshirt zu sehen sein. Eine Ewigkeit schien ihr zu verstreichen, bis zu Antons Antwort.

„Ja, gerne. Um halb sieben geht es los. Ich werde pünktlich sein.“

„Ja. Pünktlich. Das ist gut.“ So etwas Dämliches hatte sie sich schon lange nicht mehr sagen gehört. Augenblicklich war sie erschöpft. Nicht vom Spiel,

sondern von dem Schrecken über die unvollständige Planung – und vom Warten auf Antons Antwort. Sie wollte jetzt nur eins: nach Hause und sich auf den Abend vorbereiten.

Geständnisse

Zuhause sinnierte Lilli: Das war gerade nochmal gut gegangen. So ein Planungsfehler durfte ihr nicht nochmals unterlaufen, schwor sie sich. Dem Zufall würde sie keine zweite Chance einräumen. Vor dem Kleiderschrank entschied sie sich für ein Sommerkleid – einen wehenden Hauch eines Nichts – und grün wie ihre Augen. Bisher hatte sie das Teil erst einmal angehabt – als sie es im Laden anprobierte. Seither hatte sie es nicht gewagt mit dem extravaganten Kleid auszugehen. Und ausgerechnet heute entschied sie sich dafür. Dabei wusste sie, dass die Robe für den rustikalen Rahmen des Vereinsheims vollkommen übertrieben war. Das war ihr aber nicht nur egal – sondern ganz im Gegenteil: Sie wollte auffallen, Anton gefallen. Mehr noch – ihn um jeden Preis provozieren.

Als sie auf Anton zuing, trug sie ihr dickes langes Haar, dessen Braun einen effektvollen Kontrast zu ihrer Augenfarbe bildete, offen. Seinen überraschten Blick bemerkte sie sofort – und auch, dass er ein bisschen rot wurde. Süß, der Mann wird rot, amüsierte sie sich. Aber augenblicklich überkam sie eine leichte

Panikattacke. Hoffentlich hatte sie nicht zu tief in die Trickkiste gegriffen. Sie wusste, dass das Kleid ihre Kurven auffällig betonte. Als Teenager hatte sie unter den, wie sie einst fand, unpassenden Proportionen gelitten. Einige der Schulkameradinnen hatten sie mit Barbie verglichen und aufgezogen. Aber mit Anfang zwanzig war sie von einem Tag auf den anderen mit ihren Formen versöhnt. Seither empfand sie diese als Teil ihrer gelebten Weiblichkeit.

Sie glaubte, bewundernde Blicke zu ernten. Aber auch Anton, mit seiner Dunkelblauen Sommerhose, dem Leinenhemd, und mit Slippers ohne Socken, erschien ihr eher ausgesucht als zufällig gekleidet. Sie hakte sich bei Anton ein, sandte ihm ein Lachen, und fragte: „Was machen wir?“ Anton sah sie um. Er deutete auf einen freien Tisch auf der Terrasse und schaute fragend zu ihr. Sie nickte. Kaum saßen sie, kam der Kellner und erkundigte sich danach, was sie trinken wollten.

„Was möchtest Du trinken?“, wiederholte Anton die Frage.

„Gerne Weißwein und Mineralwasser.“

Anton bestellte eine Flasche Grauburgunder und eine Flasche Wasser. Nach dem sich der Kellner abgewandt hatte, beugte sich Lilli zu Anton, um mit ihm in dem Abend zu versinken. Ein Knacken in den

Lautsprechern ließ sie das Vorhaben aber abbrechen. Siegerehrung. Wie lästig, wurmte es sie. Sie wusste, die Zeremonie würde Zeit in Anspruch nehmen – ihr Zeit stehlen. Dabei hatte sie nur ein Ziel: Endlich, endlich mit Anton reden, ihn kennenzulernen, zu erfahren, wer er war und wie er war. Leise stießen sie an, während der Turnierleiter durch die Siegerehrung führte und sich zum Schluss noch ausschweifend bei allen möglichen Helfern bedankte.

Als das Knacken in den Lautsprechern endlich verstummte, rekelte sich Lilli – und ein Gefühl von Sehnsucht breitete sich in ihr aus. Und: Sie fühlte sich geborgen in Antons Gegenwart. Von nun an würde sie sich an diesem Abend von nichts und niemandem mehr stören lassen. In die Nacht hinein erfuhr sie immer mehr – von ihm und über ihn – über den Mann, der einen bodenständigen Beruf ausübte, und unternehmerischen Mut bewies. Ihr imponierte, dass sich ihr Matchpartner der Verantwortung gestellt hatte, den kleinen Betrieb des Vaters zu übernehmen, aus dem er offensichtlich dabei war, ein florierendes Unternehmen zu schmieden.

Auch sie öffnete sich und empfand es als das Natürlichste der Welt, Anton von sich, ihrem Studium, und ihren Weltanschauungen zu erzählen. Noch nie

hatte sie einem Mann am ersten Abend so viel von sich erzählt – und so viele Fragen gestellt.

Später entlockte sie Anton das Geständnis, dass auch er, im Wunsch ihr gefallen wollen, seine Kleidung ausgesucht hatte. Und dann gestand er ihr, dass er seit Frühjahr ein Auge auf sie geworfen und seither auf eine passende Gelegenheit gehofft habe, sie kennenzulernen. Bei dem Geständnis jubelte sie innerlich und konnte vor Aufregung kaum mehr auf ihrem Stuhl sitzen. Sie nahm seine Hände, hielt sie fest und sah in das tiefe Dunkel seiner Augen. Mit seinen Händen in den ihren gestand sie ihm, dass auch sie ihn seit Saisonbeginn, seit sie ihn das erste Mal gesehen hatte, im Visier habe. Seine Hände fühlten sich glatt und warm an – und lösten einen kleinen Schauer, sogar Gänsehaut bei ihr aus. Sie forderte ihn zum Tanzen auf, schon um ihren Wunsch nach Nähe mit ihm zu erfüllen, um ihn zu spüren, und schwebte in seinen Armen.

„Meine Tennispartnerin, Fiona, erträgt meine Schwärmereien für dich und mein Gejammer über fehlende Gelegenheiten für ein Gespräch mit dir schon lange nicht mehr. Sie wird froh sein zu erfahren, dass wir in Kontakt gekommen sind.“ Und kleinlaut schob sie hinterher: „Darf ich das so sagen?“ Lilly beobachtete, wie Anton verlegen wurde. Er fuhr sich

durch die welligen braunen Haare. Sie hingegen schmolz und genoss das Gefühl, dabei zu sein, sich zu verlieben. Der Name Anton gewann derweilen für sie eine ganz neue Dimension an Sinnlichkeit.

Intermezzo II

Paolos Atmung flacht in meinem Nacken ab. Er ist nochmals tief eingeschlafen. Sein Streicheln spüre ich kaum noch. Mein Blick fällt auf den Boden mit den breiten dunklen Bohlen von Kastanienbäumen, die sich im ganzen Haus erstrecken. Licht und Schatten reflektieren sich in dem polierten Holz, das meinen Fußsohlen schmeichelt, wenn ich barfuß umherlaufe.

Ich denke an die Aussicht von der Terrasse vor dem Schlafzimmer aus in die Hügel und zum Meer. Der Anblick berauscht mich immer aufs Neue. Jede Jahreszeit, jede Witterung und Stunde verwandeln die Landschaft in ein neues Bild. Nachts, wenn der Mond die Umgebung beleuchtet, liegt ein endloser Zauber über der Abgeschiedenheit um uns herum.

Beim Umbau des Hauses hatte Paolo im oberen Teil die Innenwände entfernen lassen – und so liegen wir jetzt in einem offenen Raum, mit Platz für fast ein ganzes Leben, unser Leben. Außer dem Bett hat Paolo den Raum mit nur wenigen Möbelstücken ausgestattet. Fast mittig stehen ein weißes ausladendes Ecksofa und zwei antike Sessel. Entlang der Außenwände verlaufen halbhohe Bücherregale. Dort legen wir

verwunschene Fundstücke obenauf, die wir auf Strandspaziergängen einsammeln. Und, typisch Mann: Paolo hat eine erstklassige Musikanlage eingebaut. Egal, wo ich mich in dem Raum aufhalte, erlebe ich die Musik als befände ich mich mittendrin. Angrenzend liegt ein quadratischer Patio mit einem Außenbad – zum Himmel hin offen. Zwei sich kreuzende Eisenbögen überspannen den Hof, Bougainvillea mit weißen Blüten ranken daran.

Diesen oberen Teil des Hauses liebe ich ganz besonders. Er verfügt über eine unergründliche Intensität, die nur uns beiden gehört. Wenn wir Besuch haben, spielt sich das Leben im unteren, dem größeren Teil des Hauses ab. Sind wir allein, halten wir uns oben auf, in unserem intimen Refugium. Zum Essen auf der Terrasse davor, ist eine Außenkochstelle mit Grill und einem Spülbecken aus Naturstein unter einer gemauerten Pergola eingerichtet. In Nischen der Rückwand steht Geschirr – Teller, Schalen, Gläser und Besteck. Nur für zwei. Wenn Saison ist, pflücken wir die prallen Pflaumen von den umstehenden Bäumen. Die Schale ist oft ledrig. Die Süße drückt, ja presst sich durch die Schale, bis sie platzt und das Fruchtfleisch satt und klebrig hervorquillt. Paolo öffnet jede Frucht mit seinen bloßen Händen und reicht mir die Hälfte. Mein Blick wird diabolisch, wenn ich

die offene Frucht betrachte – und führe sie an meine Lippen. Für Paolo sind Feigen pure Lust und Wonne. Er ergötzt sich an ihrem Wesen. Zart beißt er in das rote, in das so weiche Fleisch, saugt das Innere, den Saft geräuschvoll auf und leckt die Höhle aus. Ein verklärter Blick liegt dann in seinen Augen – und seine Oberlippe und sein Kinn glänzen. Spätestens dann kann ich nicht mehr widerstehen. Ich stehe auf, gehe um den Tisch herum, beuge mich zu ihm, küsse ihn, schmecke die Süße, seine Süße, lecke das klebrige Zeugnis seiner Leidenschaft von seinen Lippen und seinem Kinn, und verliere mich in Vorfreude. Ein unvergleichlicher, ein betörender Duft umhüllt uns einstweilen.

Der Name

Zufrieden schlenderte Lilli neben Nico Wellenstein, dem Werbechef des Kosmetikkonzerns, über den Flur. Die Aussicht aus dem 46. Stockwerk der Zentrale raubte ihr auch dieses Mal den Atem. Im Vorbeigehen bewundert sie die großen Werbefotos an den Wänden – alle von berühmten, makellos schönen Frauen, meist Schauspielerinnen, die als Werbebotschafterinnen für das Unternehmen auftraten. Lilli wusste, dass nur die prominentesten Fotografen beauftragt werden, die Bilder zu machen. Nichts wurde hier dem Zufall überlassen, stellte sie wieder einmal fest. Und weil auch sie nie etwas dem Zufall überließ, hatte sie bei ihrem Chef in München, dem Verlagsleiter durchgesetzt, nur für dieses eine Gespräch nach New York zu fliegen, um mit ihrem Premium-Kunden den Anzeigenetat für die neue Saison abzuschließen.

Die Planung des Treffens mit Nico hatte allerdings penible Vorbereitung erfordert. Sie kannte seine Schwäche, nach den Verhandlungen mit ihr, Essen gehen zu wollen. Ein Abendessen kam für sie aber nicht infrage – nicht mehr. Nico wurde zu

fortgeschrittener Stunde gerne anhänglich. Die Erinnerung an ihre erste Erfahrung dieser Art ließ sie noch immer den Kopf schütteln. Um Nico kam sie aber nicht herum. Und abgesehen von seiner Anlehnungsbedürftigkeit schätzte sie ihn aber für seinen Humor, und dafür, immer ein fairer Verhandlungspartner zu sein. Alles eine Frage der Planung, sinnierte sie jedes Mal, wenn sie mit der Vorbereitung von Terminen befasst war. Sie hatte ihre Sekretärin deutlich gebeten, Nicos Assistentin nur Vormittagstermine anzubieten und vorsichtshalber gleich neun Uhr vorzuschlagen. Da bliebe nur Zeit für ein Business Lunch – ohne Alkohol – und ohne Raum für Vertraulichkeiten.

Während sie auf dem Weg zum Mittagessen weiter neben Nico herging, verspürte sie ein Hochgefühl – und unverhofft ein leichtes Schmunzeln in ihren Zügen. Es war noch nicht zwölf Uhr, und alle Punkte der Tagesordnung waren abgehakt. Wieder einmal hatte es Nico eilig gehabt, durch die Tagesordnung zu kommen und die anderen Gesprächsteilnehmer loszuwerden. Für das Arbeitstempo hatte nicht zuletzt sie selbst gesorgt – mit der dekolletierten Kostümjacke, unter der sie einen durchaus sichtbaren, sündteuren BH trug. Sie wusste, dass diese Inszenierung ausreichen würde, um Nicos Wunsch zu beflügeln, baldmöglichst mit ihr allein sein zu wollen, und mit

ihr Essen zu gehen. Schlechtes Gewissen anlässlich solch kleiner Tricks bekam sie längst nicht mehr. Angesichts des Energieschubs, der sich vor Euphorie bei ihr breitmachte, drohte sie einen Schritt zu schnell zu werden. Sie bremste ihr Temperament. Andernfalls hätte Nico zusehen müssen, mit seinen kurzen Beinen neben ihr Schritthalten zu können. Dann standen sie vor den Aufzugtüren. Während sie auf den Lift warteten, dachte sie zurück an ihre beruflichen Anfänge.

In den späten 1960er Jahren hatte sie angefangen, Politikwissenschaften in München zu studieren. Der Journalismus war ihr Ziel. Die Umbrüche der Studentenbewegung inspirierten sie und sie verinnerlichte alles, was nach Emanzipation und Gleichberechtigung klang, roch und schmeckte. Sie nahm sich, was sie glaubte, als Frau zum Leben zu brauchen – so wie irgendwann Anton, den sie später heiratete. Sie trieb sich in von Zigarettenrauch vernebelten Kneipen herum, diskutierte leidenschaftlich und sah sich als Journalistin im Politikressort einer großen Tageszeitung.

Um erste Erfahrungen zu sammeln, hatte sie sich bei einem Zeitungsverlag für eine Praktikumsstelle im Politik-Ressort beworben. Der Verlag hatte ihr aber stattdessen einen Platz in der Anzeigenabteilung

angeboten. Laut schimpfte sie über den Personalchef, zerknüllte dessen Schreiben und warf es in finsterner Wut in Richtung Papierkorb. Das Papier trudelte aber mehr, als dass es flog – und ihr Ärger verflüchtigte sich. Sie hob das Papierknäul auf, strich das Papier glatt und nahm die Stelle an. Den Sprung in den Redaktionsbereich würde sie schon noch schaffen, nahm sie sich zum Vorsatz.

Sie war überrascht, schon am ersten Praktikumstag konkrete Aufgaben übernehmen zu können. Am Ende der ersten Woche klingelte das Telefon auf ihrem Schreibtisch zum ersten Mal. Die Mitarbeiterin der Telefonzentrale raunte einen Namen, und schon war der Anrufer in der Leitung. Noch bevor sie ihren Namen sagen konnte, redete eine Männerstimme auf sie ein. Sie war überrumpelt. Aber augenblicklich war sie vom Ehrgeiz gepackt. Aus den Fragen erkannte sie das Unternehmen, vom dem der Anruf kam und machte sich Notizen. Nach dem Namen des Anrufers zu fragen, traute sie sich nicht. Jetzt eine kleine Notlüge, war ihre Strategie.

„Ich bin auf dem Sprung in eine Besprechung. Wir melden uns später, um alles abzustimmen. Ist das in Ordnung für Sie?“, wand sie sich aus der Situation. Mit den Notizen klopfte sie bei der Leiterin der Anzeigenabteilung an. Sie besprachen die Punkte. Und

darauf folgte die nächste Überraschung: Die Chefin beauftragte sie, den Kunden zurückzurufen und sich um das Projekt zu kümmern. Mehrere Male ging sie das bevorstehende Telefongespräch im Geiste durch. Dann griff sie zum Hörer. Am Ende des Tages verließ sie stolz das Verlagshaus, wenn auch nicht durch die Tür des Redaktionsbereichs. In den weiteren Wochen erkannte Lilli die Bedeutung des Anzeigengeschäfts und die Macht der Werbung. Als der Verlag ihr gegen Ende des Praktikums eine Position im Anzeigenverkauf für die Zeit nach dem Studium in Aussicht stellte, war sie nicht mehr zu halten. Ein Jahr lang konzentrierte sie sich auf das Staatsexamen und nahm anschließend die Stelle im Verlag an. Sie lernte den Umgang mit Agenturen und Werbekunden und bekam, als ihre Chefin das Unternehmen verließ, die Leitung der Abteilung übertragen. Ihre politischen Ambitionen lebte sie auf privater Ebene aus.

Das teure Restaurant auf der Madison Avenue im Herzen Manhattans, in das Nico sie geführt hatte, war noch fast leer. Die Geräuschkulisse war gedämpft. Sie setzten sich an den reservierten Tisch und sie sah sich um. Die Jalousien der Fensterfront waren etwas schräggestellt, so dass das Licht im Raum milchig und die außen vorbeieilenden Menschen ihr wie in

Streifen geschnitten vorkamen. Das amüsierte sie. Dann nahm die junge Kellnerin, die an ihren Tisch getreten war, um die Bestellungen aufzunehmen, ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wunderschön, diese dunklen Augen, dachte sie. Und eine seidige Haut und ein Teint, wie sie das meist nur von Frauen aus dem Nahen Osten kannte. Lilli war hingerissen von der Kellnerin, die sich mit Taraneh vorgestellt hatte, als sie an den Tisch getreten war.

Während des Essens beobachtete sie die junge Frau immer wieder. Beim Verlassen des Restaurants erkundigte sie sich bei der Kellnerin nach der Schreibweise ihres Namens. Darauf traf Lilli eine Entscheidung: Sollte sie einmal eine Tochter bekommen, würde sie Taraneh heißen. Diese Entscheidung traf sie auch gleich für Anton mit.

Intermezzo III

Vorsichtig lege ich Paolos Arm zur Seite, schlüpfe aus dem Bett und schleiche in das Außenbad. Ich dusche. Darauf prüfe ich im gleißenden Sonnenlicht, dass kein unerwünschtes Haar meine Glätte stört. Schließlich lege ich mich auf die Liege, und lasse mich von der Morgensonne trocknen. Die Luft ist erfüllt vom Gezwitscher der Vögel – und gelegentlich von ihrem Gezänke. Bis zum Mittag wird diese Geräuschkulisse verstummen, während das Zirpen der Zikaden bis dahin ohrenbetäubend sein wird.

Meine Gedanken schweifen ab. Plötzlich steht Leopold vor mir. Ich wollte ihn heiraten. Wie wäre das Leben verlaufen, wenn sein unfassbarer Betrug erst nach der Hochzeit aufgefliegen wäre? Nie zuvor habe ich mich in einem Menschen so getäuscht – und so offensichtliche Signale übersehen, vermutlich sogar wissentlich ignoriert. Schon lange nicht mehr, haben mich Gedanken und Erinnerungen an ihn heimgesucht. Warum plötzlich jetzt? Mit dem Arm wische ich durch die Luft, als helfe es, Leopolds Bild und meine Erinnerungen wegzuschieben.

Deutlich spüre ich, wie das Thermometer an Fahrt gewinnt. Ich sehe hoch zu den weißen Blüten der Bougainvillea, die entlang der Eisenbögen ranken. Was für eine üppige, berauschende, ja verschwenderische Vegetation das Klima hier zaubert und lasse meine Gedanken fliegen, linse zu dem Quader, für den Paolo gestern Nacht eine neue Verwendung, eine Spielart ganz anderer Art, erfunden hat. Bei einem Bummel auf einem Antikmarkt haben wir den Block gleichzeitig entdeckt. Sofort hatte sich einer unserer stummen Dialoge in Gang gesetzt: ‚Sieh mal, der könnte passen.‘ ‚Ja, der ist perfekt.‘ Unsere stummen Gespräche erschrecken uns noch immer – und lösen verschworene Blicke zwischen uns aus. Manchmal fangen wir auch an zu lachen – was unsere Umgebung mit verständnislosem Blick oder Schulterzucken quittiert. Jetzt steht die weichpolierte Stele im Ausmaß eines Barhockers zwischen dem Wasserstrahl der Dusche und der Mauerumfassung des Badepatios – eigentlich als Ablage. Aber als wir gestern Nacht nachhause kamen, fand die Stele eine neue Bestimmung.

Nass vom Duschen, umfasste Paolo mich plötzlich, setzte mich darauf, trat vor mich und kam zu mir. Ich sehe es vor mir – wie ich dort sitze – meine Beine um seine Hüften, meine Arme um seinen Rücken

schlinge, mich an ihn presse, ihn spüre, mich hingebe. Bei dieser Erinnerung bin ich versucht, sofort zurück zu ihm ins Bett zu schlüpfen. Ich lasse die Bilder aber noch ein wenig Revue passieren. Bei meinem ersten Höhepunkt hält er inne, wie immer, um mich ganz auf mich, auf meine Glücksgefühle besinnen zu lassen. Dann löse ich meine Umarmung, lehne mich zurück an die Mauer. Ich zeige mich ihm, biete mich ihm dar, animiere ihn zur Steigerung seiner Wollust – und sehe ihn an. Sein stürmischer Blick steigert meine Erregung. Ich empfange seinen Rhythmus. Dann verschmilzt alles zu einer großen Welle. Das Weiß der Blüten über uns, vor dem nächtlichen Himmel, erstrahlt in unwirklicher Intensität – wie Wolken von Salvador Dalí oder René Magritte. Und der warme Wind mit dem süßen Duft steigert alle Empfindungen zu einem überwältigenden Rausch. Wir halten eine zeitlose Zeit inne, lassen uns vom Wind fangen, gleichsam forttragen, und die Sterne wie Goldregen auf uns niederfallen. Bei dem kleinen Kopfkino freue ich mich darauf, bald wieder dort zu sitzen. Ich schleiche zurück zu Paolo.

Lebensraum

Lilli und Anton standen vor dem Haus, das der Makler am Telefon in höchsten Tönen angepriesen hatte. Der erste Eindruck enttäuschte sie aber beide. Das äußere Bild: unscheinbar – schmale hochgesetzte Fenster, wie Schießscharten. Sie warteten dennoch auf den Makler. Dass sie warten mussten, ärgerte Anton. Wie viele Häuser hatten sie in den letzten Monaten schon angesehen? Und jedes Mal waren die vorab gemachten Angaben hoffnungslos überzogen, so wie die Preise auch. Am liebsten hätte er die im Randstein liegende Getränkedose mit einem Tritt weggekickt. Aber das würde auch nichts ändern, sann er, außer den friedlichen Nachmittag zu stören.

Er hörte Lilli stöhnen. Das Stehen in der Hitze strengte sie an. Die Tritte von innen, gegen den Magen bereiteten ihr Schmerzen und Übelkeit. Er sah sie eine Hand auf den kugelrunden Bauch lege und wusste, was sie im Stillen sagte: Bald ist es vorbei, bald bist du da.

Er sah ihr an, dass sie litt, holte aus und kickte die Dose davon.

Schließlich kam der Makler, entschuldigte sich mehrfach für die Verspätung und führte sie ins Haus. Der erste Rundgang genügte. Er hatte nicht zu viel versprochen. Anton waren begeistert und aller Ärger verflogen. So verschlossen sich das Haus zur Straße gab, so offen war es zum Garten hin. Fast alle Fenster waren bodentief, und dank der Hanglage und wuchernder Vegetation war der tieferliegende Garten von der Straße aus uneinsehbar.

„Ein äußerst privates, ja geradezu intimes Paradies“, flüsterte er mit leicht anzüglichem Unterton Lilli zu. Der Makler sollte seine Begeisterung nicht bemerken. Aber Lilli durchkreuzte die Taktik und erklärte selbstbewusst, dass sie das Haus nehmen würden. Anton schmunzelte. Er wusste, Lilli wollte kein Risiko eingehen und nicht Gefahr laufen durch Taktieren abermals nicht zum Zug zu kommen. Mit der Methode waren sie bereits reingefallen.

Lilli beschloss, das Haus noch vor der Geburt des Kindes zu beziehen. Die wenigen Möbel waren rasch umgezogen, und so bewohnten sie wenig später ein fast leeres und in jedem Fall großes, eigentlich zu großes Haus. Am Abend des Einzugs streiften sie stolz durch das puristische Ambiente und genossen ihren neuen Lebensmittelpunkt.

Anfang Oktober kam Taraneh zur Welt.

Ein Jahr nach Taranehs Geburt legte Anton im Garten ein Spieldorf an, mit Sandkiste, Schaukel, Wippe und einem Spielhaus. Dass dies alles verfrüht war, war ihm klar. Aber er fand, dass so ein Spielort zu einer Familie mit Kind gehörte.

Nach Taranehs Geburt blieb Lilli ein Jahr zuhause. Dann nahm sie ihre Arbeit im Verlag wieder auf. Aus Frankreich kannte sie die Angebote von Crèches und fand eine vergleichbare Einrichtung in ihrer Nähe. Fortan verbrachte Taraneh die Wochentage in der Kinderkrippe, wohin sie meist genauso gern ging wie später in den Kindergarten. Das kleine Kinderdorf im Garten füllte sich meist nur an den Wochenenden mit Leben.

Intermezzo IV

Leise schleiche ich zurück und schmiege mich an Paolo. Er schläft weiterhin. Sein Arm legt sich über mich und seine Hand findet den gewohnten Platz. Es ist schon einige Jahre her, dass Paolo und ich uns ein erstes Mal über den Weg gelaufen waren. Damals, nach dem Zerwürfnis mit Leopold, arbeitete ich an der Universität und zu meinen Aufgaben gehörte die Organisation eines großen Kongresses. Und an dem Kongress hatte Paolo teilgenommen. Er war einer von gut dreihundert Wissenschaftlern aus aller Welt – und dennoch stach er sofort heraus. Seine Beiträge waren brilliant, und genauso beeindruckend fand ich seine Stimme und sein Aussehen. Am Ende des ersten Tages nutzte ich eine Gelegenheit und fragte ihn nach seinen Eindrücken zum Verlauf. Seine Reaktion war befremdlich. Im Gegensatz zu seinem Engagement in den Arbeitsgruppen ließ er mich schroff abblitzen. Er blieb einsilbig, als wollte er mir zu verstehen geben, kein Gespräch führen zu wollen – jedenfalls nicht mit mir. Ich beließ es dabei.

Beim Abschlussempfang zwei Tage später, wagte ich einen erneuten Anlauf. Paolo, damals noch Herr

Dr. Ruggieri, stand allein und wirkte in dem Gedränge verloren. Erneut erwies er sich als spröde, fast unhöflich. Was war falsch gelaufen? Was habe ich falsch gemacht?, habe ich mich gefragt. Heute, da ich seine Geschichte kenne, weiß ich, dass ich nichts falsch gemacht hatte – und kann sein damaliges Verhalten nachvollziehen.

Wenn ich heute an diese ersten Begegnungen mit Paolo denke, kommt es mir vor, als sei es eine Ewigkeit her.

Welt der Erwachsenen

Die großzügigen Räume blieben auch in den folgenden Jahren zurückhaltend möbliert. Schrittweise ersetzten sie die anfänglich schwedisch anmutende Einrichtung durch sorgfältig ausgewählte Einzelstücke. An die Wände kamen moderne, meist großformatige Bilder.

Als Kind half Taraneh ihrer Mutter oft bei Vorbereitungen wenn Gäste ins Haus standen. Zu Beginn, bis sich die Besucher zum Essen setzten, durfte sie dabei bleiben. Sie verstand zu gut wie nichts von dem, worüber die Erwachsenen redeten. Aber das störte sie nicht. Viel interessanter fand sie es, deren Welt zu beobachten und entwickelte ihre eigene Ordnung dazu.

Anfänglich beobachtete sie vor allem ihre Eltern. Ihre Mutter schien es zu genießen, wenn das Haus voller Gäste war. Dann sprach sie noch lauter als sonst, war impulsiv, provozierte und zettelte Diskussionen an. Bei manchen Themen wurden ihr Tendenzen zu linken Positionen vorgehalten – was auch immer das sein mochte? Solche Zuweisungen verwarf ihre Mutter dann mit einer knappen Handbewegung, meinte, ein unideologischer Freigeist zu sein, der sich

nicht auf dogmatische Wertepositionen reduzieren lasse – was auch immer das wiederum heißen sollte? Taraneh war auch das egal gewesen.

Kam die Sprache auf das Thema Kirche, verstand ihre Mutter keinen Spaß mehr und wurde regelrecht zornig. Dann verwies sie jedes Mal darauf, dieser Institution schon früh den Rücken zugekehrt zu haben, und vertrat die Auffassung, dass eine Verbindung zwischen Staat und Religionen verfassungsrechtlich untersagt gehöre, so wie in anderen Ländern auch. Taraneh verstand auch das nicht, spürte aber, dass die Mutter an den Abenden in ihrem Element war.

Ihren Vater erlebte Taraneh zurückhaltend. Nur zu gern schien er der Mutter die Bühne für ihre Auftritte zu überlassen. Taraneh hatte ihn einmal sagen hören, die Einladungen seien wie Theaterinszenierungen mit gelegentlich drolligen und zuweilen tragischen Figuren.

„Alles kleinliche Angeber“, oder so ähnlich, waren tags darauf seine Kommentare, wenn Gäste mal wieder mit Transaktionen geprahlt und sich mit Kennerhabitus zu aktuellen Themen geäußert hatten.

Irgendwann hatte Taraneh mitbekommen, dass ihr Vater über keinen Doktor-Titel und auch über keinen Studienabschluss wie ihre Mutter und die meisten Bekannten ihrer Eltern verfügte. Daher fragte sie ihn

eines Tages, als sie mit ihm im Wohnzimmer saß, „Hast du nie bedauert, nicht studiert zu haben?“

„Mein Berufsweg war vorbestimmt, mir sozusagen in die Wiege gelegt. Von einem Gymnasium war nie die Rede gewesen. Für mich war das Ziel vorgegeben, den Handwerksbetrieb für Sanitär und Heizung von meinem Vater zu übernehmen. Das habe ich nach der Meisterprüfung auch getan. Dein Großvater, den du leider nie kennenlernen konntest, hatte sich sein Leben lang tagtäglich körperlich verausgabt. Diese Selbstaussbeutung war mir ein warnendes Beispiel gewesen und ich habe meine Lehren daraus gezogen. Ohne dass ich es hätte erklären können, spürte ich, über Unternehmergeist zu verfügen. Den hätte mir kein Studium vermitteln können. Und ich hatte Mut. Ich wagte einen Neubeginn für den Betrieb. Eines war und ist dabei aber klar. Ohne meine akademischen Führungskräfte wäre der Erfolg undenkbar. Den Rest kennst du ja.“

Ja. Den Rest kannte Taraneh. Ihr Vater hatte aus dem Handwerksbetrieb ihres Großvaters eine expandierende Unternehmensgruppe rund um Haustechnik und Gebäudemanagement entwickelt.

Intermezzo V

Ich schmunzle über Paolos tiefen Schlaf – und über meine Ungeduld. Ich sehe an mir herunter. Nahtlose Bräune, so Dunkel, dass meine gebräunte Haut fast nicht von meinen Nippeln zu unterscheiden ist. Auch Winters schimmert mein Teint seidig und olivfarben. Jetzt glänzt meine Haut wie polierte Bronze. Ich gefalle mir rundum. Das konnte ich nicht immer in meinem Leben sagen.

Seit zehn Tagen sind wir wieder auf Elba. Mit einer Propellermaschine waren wir von München auf den winzigen Flugplatz von Elba, Marina Di Campo, geflogen. In den kleinen Flugzeugen ist es mir gelegentlich unheimlich. Aber einmal auf Reishöhe, verliere ich die Angst. Der Alpenüberflug ist jedes Mal ein Erlebnis. Dann träume ich von Wanderungen von Hütte zu Hütte mit Paolo. Und ich wäre nicht ich, wenn ich meine Tagträume nicht mit Gedanken an lustvolle Kissenschlachten anreichern würde. Beim Landeanflug halte ich Ausschau nach abgelegenen Buchten. Ich zeige sie Paolo, um irgendwann dort mit ihm ungestörte Stunden zu verbringen. Und genau das tun wir seit unserer Ankunft. Mit Paolos Boot, einer

motorisierten Nussschale, steuern wir vom Hafenörtchen Porto Azzurro aus einsame Buchten an und genießen die Zeit zu zweit. Vor dem Ablegen bummeln wir durch die engen Gassen, kaufen Obst und Wasser, trinken Espresso in einer der Hafenbars und sehen dem Leben zu.

Seit unserem letzten Aufenthalt vor acht Wochen ist es auf dem Eiland ruhig geworden. Der Hochsaison mit dem quirligen Treiben auf dem Platz am kleinen Hafen ist gemächliche Langsamkeit, Trägheit gefolgt als herrsche eine melancholische Traurigkeit über den ausklingenden Sommer. Dem klaren Licht der langen Tage, das alle Farben kraftvoll leuchten ließ, sind sanfte Sonnenstrahlen gefolgt, die morgens den Tau, der sich seit einigen Tagen nachts niederlegte, zögerlich aufrocknen. Ich liebe die morgendliche Stimmung, wenn sich das frühe Licht seinen Weg durch milchige Dunstschwaden bahnt. Die Sonne heizt die Tage aber weiterhin auf Ende zwanzig Grad auf. Mittags wird der Himmel nicht mehr stahlblau, sondern trägt blasses Hellblau. Noch schießen die Mauersegler mit schrillen Pfeiftönen über unsere Köpfe hinweg. Bald werden sie weiter südlich ziehen.

Wenn wir durch den Ort schlendern, umfassen wir einander an den Hüften. Dann spürt Paolo, dass ich, wie meistens, wenn wir hier sind, nichts unter dem

Sommerkleid anhave. Seit unserem ersten nächtlichen Bummel durch München kennt er meinen Hang zu kleinen Frivolitäten. Und zwischenzeitlich weiß ich, wie aufregend er es findet, wenn ich nackt unterm Kleid bin. Seine Erregung verstärkt mein Empfinden meiner Weiblichkeit, und meine Hingabe für ihn. Nie habe ich mich von einem Mann so angenommen und so begehrt gefühlt. Ich bin sicher, man sieht es mir an – und vielleicht auch, dass ich nichts unter dem Kleid trage. Wenn ich mich in meiner verhüllten Nacktheit ertappt wähne – meist von Frauen – fange ich die Blicke ein und bemerke gelegentlich verschworene Verbundenheit. Ich weihe Paolo dann in die eingefangenen Blicke ein. Seit unseren ersten Berührungen haben sich unser Bedürfnis, den anderen anzufassen und zu spüren, und unser Verlangen aufeinander nicht nachgelassen. Im Gegenteil: Paolo ist süchtig nach mir, nach meiner Nähe, meiner Wärme, meinem Geruch, meinen Rundungen, meiner Tiefe. Und auch ich kann es nicht lassen, ihn anzufassen, immer und überall – egal, ob wir alleine und zuhause oder in Gesellschaft und unterwegs sind.

Beobachtungen

Ab ihrem dreizehnten Geburtstag setzte sich Taraneh anlässlich der Essenseinladungen zuhause gelegentlich mit an den Tisch. Das tat sie ihrer Mutter zuliebe, denn eigentlich langweilten sie die Gespräche. Und weder war sie auf die Komplimente der anwesenden Herren erpicht, noch auf die von Freundinnen ihrer Mutter wieder und wieder – natürlich ganz im Vertrauen – gestellte Frage, ob sie einen Freund habe.

Nein, sie hatte keinen Freund und wollte auch keinen. Anders als einige Mitschülerinnen, die von Erfahrungen mit Jungs erzählten, damit manchmal prahlten, verspürte sie kein Begehren. Wenn in der Klasse eine Jugendzeitschrift mit illustrierten Tipps zum Masturbieren und zu Intimitäten zu zweit die Runde machte, linste sie gelegentlich hin. Es interessierte sie aber nicht.

Nach dem Essen blieb die Gesellschaft meistens am Tisch sitzen und diskutierte lautstark. Spätestens dann war die Langeweile für Taraneh unerträglich und sie schlich sich davon in ihr Zimmer. Manchmal setzte sie sich aber noch eine Weile am anderen Ende

des Raums auf das Sofa und beobachtete die Runde. Im Laufe der Zeit glaubte sie, immer mehr Signale zu erkennen, die Gäste durch Zeichen und Blicke zu senden schienen. Sie entlarvte Angewohnheiten, so wie von Astrid, einer Freundin ihrer Mutter, bei der, wenn Tom auch eingeladen war, immer zwei Knöpfe mehr an der Bluse offenstanden. Fasziniert beobachtete Taraneh dann, wie Astrid ihre lange Golfkette mit den Fingerspitzen zusammennahm und vor ihrem Dekolleté pendelte. Friedrich, ihr Mann, deklamierte derweilen und mal wieder, mit Geschiedenen nicht zu verkehren. Nie bemerkte er, dass er für den restlichen Abend wieder einmal seinen Kredit verspielt hatte. Friedrich war stets akkurat gekleidet, nie ohne Krawatte, auch an heißen Tagen und wenn Grillen auf dem Programm stand. Während Taraneh auf dem Sofa saß, erinnerte sie sich an die kürzliche Frotzelei ihr Vater über Friedrich – der gibt eher einen barocken Wein-Baron ab, als einen seriösen Wirtschaftsanwalt, hatte ihr Vater gesagt.

Taraneh wusste auch um Friedrichs Marotte, dämliche Bemerkungen über Schwule vom Stapel zu lassen. Deswegen hatte ihr Vater Lilli irgendwann gebeten, Friedrich und Astrid nie dazu zu bitten, wenn Peter und Rainer zu Gast sind. Taraneh hatte verstanden, dass ihr Vater sich zum Schutz des Paares

aufgerufen fühlte. Seit sie denken konnte, gehörten Peter und Rainer zu den engsten Freunden ihrer Eltern. Auch sie mochte die beiden, denn sie hatten Temperament, und Themen parat die auch sie interessierten. Zudem mochte sie deren Extravaganz, die gelegentlich in extraordinären Auftritten mündeten – so wie Peters himmelblauer Overall mit einem Reißverschluss vom Kragen bis in den Schritt. Beim Anblick des hauteng anliegenden Teils musste sie sich beherrschen, um vor unterdrücktem Lachen nicht zu platzen. Als Peter beim Anblick eines neuen Bildes allerdings ausrief „Ach du dickes Ei – wie heiß ist der Schinken denn“, hatte sie nicht mehr gekonnt und losgeprustet. Und alle anderen auch. Seither schallte es „Ach Du dickes Ei“ wenn Peter und sie sich begrüßten. Den hellblauen Overall hat sie aber nie mehr zu Gesicht bekommen.

Die Beobachtungen der Geschehnisse am Tisch und ihre Gedanken ergaben für Taraneh zwar ein lebensfrohes Bild. Dennoch blieb ihr verborgen, was ihre Eltern mit so manchen ihrer Bekannten verband – außer mit Rainer und Peter.

Eigene Welten

Im Kindergarten hatte Taraneh Lena kennengelernt, die nur wenige Fußminuten entfernt wohnte. Sie wurden Schwestern im Geiste, gluckten ständig zusammen und übernachteten oft bei der jeweils anderen. Gemeinsam lernten sie in der Grundschule Christiaan kennen, der ebenfalls unweit zuhause war. Zu dritt sollten die drei bald eine turbulente Pubertät durchleben.

Christiaan entstammte einem noblen Geschlecht. Mit Ehrfurcht blickte Taraneh immer auf den mächtigen Siegelring, den Christiaans Vater als Zeichen der Abstammung am kleinen Finger der linken Hand trug. Der goldene Ring fasste einen dunkelblauen Stein, in dem das Familienwappen mit einer Krone darüber eingraviert waren. Später, als sie zu dritt dasselbe Gymnasium besuchten, beobachtete Taraneh, dass Christiaans Vater selten zu Hause war, meist auch nicht an den Wochenenden – aber wenn doch, wie sich dann Spannungen in der Familie aufbauten. Ihrer Beobachtung nach erwartete der Vater dann, dass sich alles um ihn drehte. Habachtstellung in Halbkreisauftellung nannte Christiaan die väterliche

Erwartungshaltung sarkastisch. Aber Taraneh wusste, dass Christiaan, seine Mutter und seine beiden Geschwister sich längst eigene Welten geschaffen hatten.

Wenn der Vater nicht zuhause war, besuchte sie Christiaan gerne. Nur mittwochs und samstagsnachmittags nicht. Da spielte dessen Mutter mit Freundinnen Bridge. Dann musste Ruhe im Haus herrschen, damit sich die Runde auf ihr Blatt konzentrieren konnte. An diesen Tagen kam Christiaan zu ihr zu Besuch. Andernfalls sollte er den Damen zur Begrüßung die Hand geben und einen tiefen Diener machen, was er seit sie aufs Gymnasium gekommen waren, versuchte zu vermeiden.

„Und? Sind die alten Weiber dir wieder durch deine schwarzen Locken gefahren?“, war jedes Mal ihre erste Frage, wenn sie ihm die Türe öffnete.

„Wetten, die alten Schabracken würden erotische Gefühle haben, wenn sie meiner habhaft werden und mir durchs Haar fahren könnten. Anders kann ich mir ihr grunzendes Gekicher, das sie dabei von sich geben würden, nicht erklären.“

„Du spinnst ja“, sagte sie und lachte schallend.

Die Abwesenheit des Vaters und der Bridge-Zirkus der Mutter bescherten Christiaan allerdings den Freiraum die Pubertät unbeobachtet zu durchleben.

Intermezzo VI

Wenn wir Besuch im Haus haben, führen Paolo oder ich die Gäste zum Aperitif durch den Garten und über die Außentreppe hinauf auf die Terrasse mit der Aussicht aufs Meer Richtung Westen. Dort genießen wir Drinks und erleben den Sonnenuntergang. Zum Essen kehren wir anschließend nach unten zurück, zum Sitzplatz vor dem Hauptteil des Gebäudes, in dem die große Küche, das Wohnzimmer und der Gästebereich untergebracht sind. Nie benutzten wir für die Prozessionen die steinerne Innentreppe und den Weg durch unseren Privatbereich im Obergeschoss. Es hat einige Zeit bedurft, bis ich verstanden habe, wie wichtig es Paolo ist, den oberen Teil des Hauses als Rückzugsort für uns, für unsere Zweisamkeit zu bewahren. Dieses Refugium ist der Schutzraum, vielleicht sogar Zufluchtsort für unsere Liebe, das durch nichts und niemanden verletzt werden darf. Das ist Paolos Reaktion auf den Verlust von Nicoletta. Manchmal, wenn er wieder Mal die Geschichte von der Entdeckung des Stalls erzählt, bin ich die Einzige, die weiß, dass Nicoletta, obwohl sie schon lange nicht mehr an seiner Seite gestanden

hatte, noch lange eine Rolle in seinem Leben einnahm. Dann erfasst mich jedes Mal leise Traurigkeit und auch ein bisschen Einsamkeit. Und manchmal auch Verärgerung, gelegentlich sogar Wut. Obwohl es uns gelungen ist, die Menschen unsrer beider Vorleben mit uns leben zu lassen, bin ich im Stillen froh und dankbar, dass Nicoletta nicht Teil der Geschichte des Hauses, unseres Zuhauses auf Elba ist.

Noch mehr Beobachtungen

„Am Samstag kommen Gäste zum Abendessen“, hörte sie ihre Mutter eines Morgens beim Frühstück trillern. „Die üblichen Verdächtigen. Und ein Paar, das wir erst kürzlich kennengelernt haben. Karin und Quirin. Interessante Leute, und jünger als wir. Er ist beim Film, und sie führt ein eigenes Modelabel, das dabei ist, abzuheben. Setzt du dich dazu?“

Das alles, jünger, Film hin, Mode her, überzeugte Taraneh nicht. Nein. Sie hatte keine Lust. Sie hatte seit einiger Zeit das Gefühl, dass die Bekannten ihrer Eltern immer schneller älter wurden, und die Kluft zu ihnen immer größer wurde.

„Sei mir nicht böse, aber ich habe keine Lust, mich mit an den Tisch zu setzen. Vielleicht sage ich später kurz Hallo.“

Lilli zuckte mit den Schultern, worauf sie wusste, dass ihre Mutter enttäuscht war.

Als sie am Abend der Einladung zu später Stunde nachhause kam und die Haustür aufschloss, lief ihr im Flur eine Frau entgegen, die sie nicht kannte. Dar- aus schloss sie, dass das besagte Karin, die Modetante sein musste, und sagte „Guten Abend“.

Darauf änderte die Frau die Richtung, eilte auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen. „Hallo. Ich bin Karin. Du musst Taraneh sein. Richtig?“

Taraneh gab ihr die Hand und nickte.

„Schön, dich kennenzulernen.“ Karin sah sie prüfend an. „Da hat Astrid ja wirklich nicht übertrieben. Du siehst toll aus. Weißt du, ich mache Mode und nutze immer Laien als Models für meine Shows. Astrid hatte gemeint, du wärst prädestiniert dafür, womit sie recht hat. Oder modelst du etwa schon?“ Aber ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr Karin schon fort. Dabei warf sie ihr langes pechschwarzes Haar nach hinten. „Könntest du dir das vorstellen? Hättest du Lust darauf und Spaß daran? Natürlich zahle ich auch. Gut sogar. Fünfzig Mark pro Kleidungsstück, das du vorführst.“

Während sie den Redeschwall über sich ergehen ließ, sah die Frau sie weiter an. Ihr selbst fiel Karins Größe auf. Und ihre Plateau-Schuhe machten sie geradezu riesig. Das Kleid war schrill, mit einem psychodelischen Muster in wilden Farben. Taraneh dachte an Fotos ihrer Mutter aus der Flower-Power Zeit. Das Lila der Schuhe fand sich im Farbenmix des Kleids wieder. Eine etwas schrille und zugleich perfekte Zusammenstellung, gestand sie Karin im Stillen zu. Dann fiel ihr die Kürze des Kleides auf. Sehr kurz.

Po-Manschette, würde ihre Mutter dazu sagen. Sie spürte, wie Karin sie nicht aus den Augen ließ und sie weiter ansah – nicht abwartend, sondern geradezu fordernd. Daher antwortete sie, „Ja. Warum nicht“. Dabei fühlte sie sich überfahren und wusste nicht, ob sie wirklich als Model auftreten wollte.

„Prima. Eigentlich wollte ich auf die Toilette. Egal. Lass uns gleich zu deiner Mutter gehen und alles besprechen.“ Schon lief Karin zurück ins Wohnzimmer.

Was war das denn, überlegte Taraneh. Sie fühlte sich fremdbestimmt und als Fremde im eigenen Zuhause. Als sie an den Esstisch trat und alle mit einem „Guten Abend“ begrüßte, hörte sie ihre Mutter schwadronieren: „ und stellt Euch vor. Nach dem wir in JFK gelandet waren, mussten wir bei der Immigration fast zwei Stunden anstehen. Die Amis sogar auch. Mir war es schon immer unverständlich, warum selbst die Amerikaner sich bei der Einreise in ihr Heimatland von den Grenzbeamten derartig drangsaliert lassen. Aber so sind sie eben. Da muss nur einer mit einer Schirmmütze auftauchen oder jemand mit einer Trillerpfeife einen Laut geben, und schon sind sie bereit, unreflektiert Anweisungen zu befolgen.“, beendete Lilli ihre Entrüstung.

Karin nutzte die Zäsur sofort. „Lilli. Astrid hat vollkommen Recht. Deine Tochter wäre ein tolles Model für meine Modeshows. Bist du damit einverstanden?“

„Das musst du mit Taraneh ausmachen“, war die knappe Antwort. Taraneh wusste, dass ihre Mutters sich nicht mit solcher Bagatelle befassen würde, und beobachtete Karin zu ihrem Stuhl eilen. Dort hing ihre farblich abgestimmte Handtasche. Fast musste Taraneh lachen. So viel Styling für ein kleines Abendessen in privatem Rahmen. Mit einer Visitenkarte eilte Karin wieder zu ihr.

„Ruf mich an. Ja?“

Taraneh nickte, worauf Karin auf ihren Platz zurückkehrte und ein zufriedenes Gesicht aufsetzte. Hatte sie nicht auf die Toilette gewollt?, wunderte sich Taraneh, und verzog sich auf ihren Beobachtungsposten, das Sofa. Nur für ein paar Minuten, entschied sie. Aus einer Laune heraus achtete sie auf die Geschehnisse unter dem Tisch. Das hatte sie noch nie getan – und machte eine überraschende Entdeckung. Karin, die neben Friedrich saß, hatte einen Schuh abgestreift und fuhr mit den Zehen unter Friedrichs Hosenbein auf und ab. Friedrich tat, als gehöre seine Aufmerksamkeit allein der Unterhaltung mit ihrer Mutter. Diese Missachtung schien Karin nicht auf sich sitzen lassen zu wollen, mutmaßte Taraneh, als sie

sah, dass Karin ihr Knie zu Friedrich schob und gegen sein Bein drückte. Dabei öffneten sich Karins Schenkel, und Taraneh sah, dass sie einen Perlenstrang zwischen den Beinen trug. Taraneh war verblüfft. Sie wusste nicht, ob sie angewidert oder amüsiert sein sollte. Raus hier, war ihr einziger Gedanke. Leise erhob sie sich, murmelte „Gute Nacht“ und verließ den Raum.

Am nächsten Tag

Am nächsten Morgen hörte sich Lilli Taranehs Schilderung ihrer Beobachtungen unter dem Tisch an. Während sie zuhörte, verspürte sie plötzlich ein schlechtes Gewissen. Aber warum? Sie konnte doch gar nichts für die Ereignisse unter dem Tisch. Dennoch entschied sie, das Thema herunterzuspielen.

„Es kommt schon mal vor, dass sich unter dem Tisch Füße, Knie oder Beine berühren“, versuchte sie die Situation kleinzureden.

„Und was ist mit Karins Fuß unter Friedrichs Hosenbein – und mit der Perlenkette?“, empörte sich Taraneh. Lilli begann unmerklich zu schmunzeln, und ertete die Quittung sofort.

„Nimmst du mich nicht ernst? Glaubst du mir nicht?“, fauchte ihre Tochter, die aufgestanden war und im Begriff schien, die Küche verlassen zu wollen.

„Möglicherweise hast du dich getäuscht und Karin trug einen feinen Seidenslip, der wie Perlmutter schimmerte.“ Aber noch während sie das sagte, machte sich Verärgerung bei ihr breit: Was machte sie da? Warum bezog sie Position für diese Karin? Das alles ging sie nichts an und beendete den inneren Diskurs.

Taranehs Empörung hallte aber in ihr nach, und sie verweilte mit einem schelmischen Lächeln bei der Schilderung. Sie selbst besaß zwei solcher Perlenstrings. Sie überlegte, Taraneh dieses kleine Geheimnis anzuvertrauen, verwarf den Gedanken aber gleich wieder. Sie wusste, dass man für so manche Frivolität und manch ungehemmten Spaß älter sein musste als es ihre Tochter augenblicklich war.

Gerücht

Einige Wochen nach Taranehs Beobachtungen der Ereignisse unter dem Tisch, traf Lilli in der Innenstadt zufällig Henni, eine weitläufige Bekannte – und Kollegin von Friedrich.

„Hast du Zeit? Wollen wir auf einen Kaffee gehen?“, schlug Henni vor und deutete an, Wichtiges zu berichten zu haben. Kaum saßen sie in dem Café, kam Henni auch gleich auf den Punkt.

„Im Büro macht das Gerücht die Runde, Friedrich habe eine Affäre. Mit einer Karin. Den Namen haucht er jedenfalls seit einiger Zeit ins Handy, wenn er sich unbeobachtet fühlt. Du weißt, dass ich eigentlich verschwiegen bin und Klatsch nicht meins ist. Aber Friedrichs lästerliche Äußerungen zu Geschiedenen und über Schwule sind wirklich zu jämmerlich. Da erfüllt mich die Geschichte mit einer gewissen Schadenfreude und Genugtuung: Friedrich, der Saubermann und Moralapostel. Er macht sich gerade zum Gespött der Kanzlei.“

Während Lilli zuhörte, dachte sie an Taranehs Schilderungen der Geschehnisse unterm Tisch. Sie gab sich neutral und verbat sich jeden Kommentar zu

Hennis Neuigkeiten. Sie wusste, wie aus einer unachtsamen Bemerkung nur allzu schnell ein Bumerang wurde.

Abends erzählte sie Anton von dem Klatsch – und holte nach, worauf sie bisher verzichtet hatte, denn Anton interessierten solche Geschichten nicht.

„Am Morgen nachdem Karin und Quirin bei uns zum Essen waren, erzählte mir Taraneh, dass sie beobachtet hatte, wie Karin zuerst mit ihrem Fuß unter Friedrichs Hosenbein auf- und abgefahren war und dann ihr Knie gegen sein Bein gepresst hat. Dabei hat Taraneh gesehen, dass Karin einen Perlenstring trug.“

Anton begann zu lachen. „Die Arme. Ich meine Taraneh.“

Dann zog er die Augenbraun hoch und Lilli sah seinen wilden Blick.

„Ist aber ein guter Hinweis auf ein überfälliges Spiel.“

Lilli quittierte seine Anmerkung mit einem gespielt verlegenen Augenaufschlag, nickte, und streckte ihm dann die Zunge heraus.

Sie brauchten nicht lange, um sich darüber einig zu sein, den Kontakt zu Karin und Quirin nicht zu vertiefen. Ob Friedrich tatsächlich eine Affäre mit Karin hatte oder hat, oder ob Astrid bei Tom je über

Flirtattacken hinausgegangen war, ging sie nichts an und sie wollten es auch nicht wissen.

Freundschaftsband

An einem heißen Junitag, Taraneh war gerade aus der Schule heimgekommen, klingelte es. Kaum hatte sie geöffnet, platzte Christiaan herein und redete sofort los. Er verhaspelte sich und war ein einziges Nervenbündel.

„Mein Vater ist vor zwei Tagen ausgezogen. Er hat eine Freundin – will ein neues Leben beginnen. Wer sie ist, sagt er nicht. Wo er wohnt, auch nicht. Er hat nur erklärt, alles korrekt zu regeln. Wie denn sonst? Vielleicht unkorrekt.“

Sie hörte den Sarkasmus in seiner Stimme. Wie sollte sie reagieren? Wie könnte sie ihrem Freund helfen? Sie wusste es nicht. Es folgten Tage voller Anspannung. Sie beobachtete die Geschehnisse und verbrachte häufiger als sonst die Nachmittage bei Christiaan. Die Mutter irrte verstört umher, war nur noch ein grauer Schatten ihrer selbst und redete kaum. Die Bridge-Runden fielen aus. Alle waren hilflos und keiner hatte eine Vorstellung davon, wie es weitergehen würde. Nach zwei Wochen stellte Taraneh fest, dass Christiaan aus einer anfänglichen Phase der Hektik in einen Zustand der

Hypernervosität und Gereiztheit verfallen war. Und eines Morgens, auf dem Weg zur Schule, sah sie, dass er abgenommen hatte.

Kaum war sie mittags nachhause gekommen, klingelte es Sturm. Christian. Er stand vor der Tür und hielt einen großen Briefumschlag hoch.

„Komm erst einmal herein“, forderte sie ihn auf.

„Der Umschlag lag auf dem Küchentisch als ich heimkam. Keine Spur von meiner Mutter.“

In der unverkennbaren Handschrift seiner Mutter las sie seinen Namen. Die Verschlusslasche war noch zu. Sie spürte, dass Christiaan Angst hatte, das Kuvert zu öffnen. Sie übernahm das und holte vier kleinere Umschläge heraus. Einer war an ihn, die anderen je an seine Brüder und an den Vater gerichtet. Sie gab sie ihm und beobachtete ihn den Umschlag mit seinem Namen öffnen. Stumm las er. Dann ließ er die Hand mit dem Blatt sinken und starrte ins Leere. Sie nahm ihm das Papier ab, begann zu lesen – und bereute es sofort. Dennoch las sie die Abschiedszeilen der Mutter zu Ende, die schrieb, nicht weiterleben zu können und nicht zwischen den Brüdern und ihrem Vater stehen zu wollen.

Im Gegensatz zu Christiaan liefen ihr Tränen über die Wangen. Und niemand war da, um Christiaan und auch ihr zu helfen.

Jetzt verfiel auch sie in einen hektischen Zustand. Mit den Rädern fuhren sie zu Christiaan nachhause. Korbinian und Florian waren inzwischen auch aus der Schule gekommen, verdrückten sich aber bald wieder. Die Umschläge für seine Brüder und den Vater trug Christiaan weiterhin bei sich. Es vergingen zwei Stunden in denen nichts geschah. Darauf schlug Taraneh Christiaan vor, zur Polizei zu radeln um eine Anzeige aufzugeben. Sie begleitete ihn. Christiaan war aber nicht volljährig, weswegen die Beamten keine Anzeige von ihm aufnahmen.

Als sie nachhause zurückkehrten waren die Brüder und der Vater da. Die Mutter war gefunden worden und noch rechtzeitig in ein Krankenhaus gekommen, erklärte der Vater. Darauf zog Christiaan die für seine Brüder bestimmten Briefe aus der Jackentasche um sie ihnen zu geben. Aber der Vater war schneller und griff blitzschnell zu. Ohne ein Wort, ging er zu dem Zigarrenaschenbecher auf dem Wohnzimmertisch und zündete die ungeöffneten Umschläge mit seinem Feuerzeug an. Alle sahen stumm zu. Taraneh war fassungslos und fragte sich, warum sie noch hier war. Sie verließ den Raum und das Haus, und fuhr nachhause.

Später kam Christiaan noch zu ihr. Er erzählte, den Umschlag für den Vater zu Boden fallen gelassen zu haben und gegangen zu sein.

Christiaan sah blas aus, und eingefallen. Aber es schien ihr, als kehre etwas Ruhe in ihn ein. Sie war froh, dass die Hoffnungslosigkeit der letzten Wochen und die Ungewissheit, die den ganzen Nachmittag über geherrscht hatte, vorüber waren. Sie ahnte aber auch, dass die Situation noch lange nicht gelöst war. So wenig wie Christiaan, würde sie die zurückliegende angespannte Zeit und die letzten Stunden je vergessen. In jedem Fall war sie froh, dass sie Christiaan zur Seite hatte stehen können.

Am nächsten Morgen sah sie ihn pünktlich in die Schule kommen und lief sofort zu ihm.

„Wie geht es deiner Mutter? Und dir? Und warum bist du nicht zuhause geblieben?“

„Es geht ihr wohl einigermaßen. Mehr weiß ich nicht. Und zuhause. Was soll ich da? Da ist niemand. Hier in der Schule sind meine Freunde, hier bist du, und das ist mir alles wichtiger.“

Sie nahm ihn in die Arme, drückte ihn, und fühlte sich noch enger mit ihm verbunden als je zuvor.

Distanz

Eines Tages schlug Anton vor, das längst verwaiste Kinderdorf durch ein Schwimmbecken zu ersetzen. Taraneh war begeistert und träumte von Wasserschlachten mit ihren Freundinnen und Freunden. Als Sonnenanbeterin fand Lilli den Vorschlag ebenfalls großartig. Aus der Idee eines aufstellbaren Schwimmbeckens wurde ein eleganter Pool mit im Halbkreis angelegten Stufen ins Wasser und einer Terrasse drum herum. Fortan sah Taraneh ihren Vater allmorgendlich gegen die Gegenstromanlage anschwimmen. Ihre eigenen Träume von Wasserschlachten fielen meist kurz aus. Dafür nutzen sie und ihre Badegäste die Stufen ins Wasser als Sitzbank zum Reden. Häufiger Badegast war Christiaan, der meist unangemeldet den Garten durchschritt, mit einem Handzeichen knapp grüßte und abtauchte. Seit dem Vorfall, wie der Selbstmordversuch seiner Mutter allgemein umschrieben wurde, genoss er eine Mischung aus Hausrecht und Narrenfreiheit. Taraneh gesellte sich dann immer gleich zu ihm in den Pool.

Hauptnutzerin des Pools und der Terrasse wurde Lilli. Im Verlag war ihr effizienter Arbeitsstil genauso

bekannt wie die Tatsache, dass sie eine Tochter hatte, derentwegen sie pünktlich Feierabend machen musste. Diese Gewohnheit hatte Lilli auch beibehalten, als Taraneh sich längst eher bei Freunden herumtrieb, als zuhause auf ihre Mutter zu warten. So sonnte sich und schwamm Lilli an schönen Sommertagen, wenn sie aus dem Büro heimkam. Das tat sie genauso nackt, wie sie allmorgendlich in die Küche lief, zwei Becher mit Kaffee füllte, und damit zurück zu Anton ins Bett kroch.

Taraneh war fünfzehn, als sie von ihrem Zimmer aus hinunter zum Pool schaute und ihre Mutter aus dem Wasser kommen und sich auf eine Liege legen sah. Auf ihrer Haut glitzerten Wassertropfen, die wie Diamanten funkelten. Taraneh fragte sich, ob sie, wenn sie selbst einmal im Alter ihrer Mutter sein würde, auch noch so gut aussehen würde.

Gerade als sie den Blick wieder von ihrer Mutter abwenden und weiterlesen wollte, erblickte sie ihren Vater, der durch den Garten kam und zu Lilli ging. Er war noch im Anzug. Muss gerade aus dem Büro gekommen sein, dachte sie. Sie sah ihm nach und sich wenige Augenblicke später zur Mutter herunterbeugen, um ihr einen Kuss zu geben. Derweilen griff ihre Mutter nach der Krawatte, hielt ihn damit fest und fuhr ihm mit der anderen Hand durchs Haar. So an

der Kandare gehalten, setzte sich ihr Vater auf den Rand der Liege, worauf ihre Mutter die Krawatte dichter nahm und ihren Mann zu sich zog. Darauf küssten sie sich ausdauernder.

Taraneh wandte sich ab. Dass ihre Eltern ein vitales Liebesleben führten, wusste sie. Das war oft nicht zu überhören. Mehr wollte sie davon aber nicht wissen. Die Szene gerade eben hätte nicht sein müssen. Distanz breitete sich bei ihr aus. Sie wollte die Beobachtung loswerden und tauchte wieder in die Geschichte von *Bonjour Tristesse*, die in ihren Händen lag, ein.

Einige Zeit später sah sie ihre Eltern durch den Garten aufs Haus zugehen. Was für ein Bild: Ihre Mutter, nur mit einem Handtuch überm Arm, eingehakt bei ihrem Vater – na ja, bei ihrem Mann – der in seinem Anzug sehr offiziell wirkte. Taraneh senkte den Blick tiefer, sah ihre Mutter aber dennoch winken. Sie tat, als hätte sie es nicht bemerkt.

Spaziergang

Die Zeit verging. Taraneh begann auszugehen, verabredete sich für abends in Lokalen, oder feierte bei Freunden. Gelegentlich blieb sie über Nacht. Lilli und Anton beobachteten sie bei alledem. Eines Tages stellte Lilli fest, dass Taraneh begonnen hatte, mit ihrer Kleidung eigene Wege zu gehen. Sie warf Tangas, statt Slips in den Waschkorb und BHs waren fast gänzlich aus ihrem Wäscherepertoire verschwunden. Bei dieser Beobachtung fiel Lilli auf, dass ihre Tochter sich auch sonst zunehmend verselbstständigte. So forderte Taraneh sie nicht mehr auf, gemeinsam Einkaufen oder ins Café zu gehen. Und auch sonst erfuhr sie nur noch wenig davon, was Taraneh unternahm und bewegte. Diese Erkenntnisse veranlassten sie, ihrer Tochter einen Spaziergang vorzuschlagen.

Während sie an einem sonnigen Herbsttag entlang der Isar durch das bunte und raschelnde Laub schlenderten, fragte Lilli beiläufig „hast du eigentlich schon mit einem Jungen geschlafen?“ Für die Frage erntete sie einen erschrockenen und verwunderten Blick von Taraneh. Oder war das ein verärgerter Blick?

„Wie kommst du denn auf die Frage? Gerade jetzt? Du weißt doch, dass ich keinen Freund habe.“ Taranehs Empörung war unüberhörbar.

Als ob der erste feste Freund auch der Mann ist, mit dem man den ersten Sex hat, erwiderte Lilli stumm.

„Du bist ein attraktives Mädchen. Nein. Eine attraktive Frau. Ich sehe doch, wie die Männer dir nachsehen. Das schmeichelt jeder Frau und verleitet manchmal auch dazu, eine Situation zu provozieren.

Und Sex ist nichts Unanständiges. Bis heute habe ich zwei Sätze des Philosophen Aristoteles im Kopf, über die wir im Studium heftig diskutiert haben. Aristoteles hatte sie immerhin vor über zweitausendfünfhundert Jahren kundgetan: „Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen. Dies beweist die Liebe zu den Sinneswahrnehmungen; denn auch ohne Nutzen werden sie um ihrer selbst willen geliebt.“ Die Natur selbst hat uns Menschen Lust auf Wissen verliehen, wozu auch Gefühle und körperliche Erfahrungen zählen. Und dieselbe Natur hat uns die Neugier geschenkt, mit der wir auf Entdeckungsreisen gehen – auch an und mit unserem Körper und mit der Lust. Wir sind doch überall von zwischenmenschlichen Spannungsfeldern umgeben. In Filmen und Büchern, in der Werbung – überall werden unsere Instinkte und Schwächen angesprochen – unsere Ängste,

Neugier und Gelüste herausgefordert und ausgenutzt, auch wenn wir es oft gar nicht merken oder uns eingestehen. Davon bist du doch auch nicht frei. Und ganz ehrlich, in deinem Alter war ich mehr als gespannt auf das große Thema Liebe und Sex.“

Taraneh schwiegt. Ihr fiel nichts ein, was sie sagen sollte, oder vielleicht hätte sagen wollen. Erwartete ihre Mutter etwa, dass sie sie jetzt fragte, wie es bei ihr – beim ersten Mal – war? Nein, das wollte sie wirklich nicht wissen.

„Ich erzähle dir, wie es bei mir, beim ersten Mal, war“, fuhr ihre Mutter fort. „Oder wäre dir das peinlich?“

Taraneh konnte es nicht fassen. Und sie war sich sicher, ihre Mutter würde durchstarten, ohne ihre Antwort abzuwarten. Und schon legte ihre Mutter los.

„Ich war siebzehn. Die meisten meiner Freundinnen hatten schon erste Erfahrungen mit Männern – oder behaupteten es zumindest. Dank ihrer Erzählungen war ich theoretisch bereits spitze in Sachen Sex. Ich hatte allerdings keinen Plan, wann und mit welchem Mann ich das erste Mal schlafen würde – um auch und endlich ‚zum Kreis der Wissenden‘ zu gehören.“ Lilli deutete Anführungszeichen in der Luft an. Und während Lilli das tat, beobachtete Taraneh

einen verklärten, entrückten Gesichtsausdruck bei ihrer Mutter.

„Es war mein Klavierlehrer. Er war Musikstudent, vielleicht 25 oder 26 Jahre alt. Meine Eltern konnten sich kein Klavier für mich leisten. Also ging ich zum Unterricht zu ihm. Stefano war der Sohn einer Kollegin meiner Mutter. Daher erschien es meinen Eltern unbedenklich, dass ich für die Klavierstunden zu ihm in seine Studentenbude in Schwabing kam. Die Wohnung hatte neben Küche und Bad nur ein, dafür ein sehr großes Zimmer. Es war Wohn- und Musikzimmer in einem, mit einem Erker, in dem sein Bett stand. Oft haben wir uns nach dem Unterricht noch eine Weile unterhalten. Eines Tages stand eine Flasche mit billigem Sekt auf dem Tisch. Stefano hatte Geburtstag und wir stießen darauf an. Der nachmittägliche Klavierunterricht entwickelte sich zu einer gänzlich anderen Übungsstunde, und ich lernte neue Harmonien kennen. In der Schublade des Tisches, auf dem die Sektflasche und die Gläser anfänglich gestanden hatten, lagen mehr Kondome als Besteckteile. Unsre Unterrichtseinheiten im neuen Format gingen dann über einige Monate weiter.“

„Und dafür hat er Geld genommen?“, war Taranehs einzige Reaktion. Sie war entsetzt. In keinem

Fall wollte sie weitere, vor allem keine intimen Details vom Liebesleben ihrer Mutter erfahren.

„Nein, hat er nicht. Das Geld für die Stunde und die nächsten beiden behielt ich heimlich selbst. Dann erklärte ich zuhause, dass Stefano keine Zeit mehr für weitere Klavierstunden habe. Das war meinen Eltern recht. Sie empfanden den Klavierunterricht als völlig unnötigen Luxus. Ich besuchte Stefano aber weiterhin – eher zwei Mal pro Woche, als nur ein Mal.

Er hatte einen Hund, der auf die Türklinke sprang und die Wohnungstür öffnete, sobald er vertraute Schritte im Treppenhaus hörte. Eines Tages wollte ich Stefano überraschen. Die Haustür im Erdgeschoss war wie fast immer nur angelehnt. Ohne unten zu läuten ging ich also hinauf. Noch bevor ich im zweiten Stock angekommen war, hatte sein Hund die Wohnungstür bereits geöffnet. Ich trat in den kleinen Wohnungsflur, und gerade als ich ‚Stefano‘ rufen wollte, hörte ich aus seinem Zimmer eine Frauenstimme. Sofort war mir klar, was da lief. Ich war nicht sauer oder eifersüchtig – vielleicht etwas beleidigt. Zugleich ersparten uns die Begleitumstände meines Überraschungsbesuches einen verkrampften Abschied. Noch einmal streichelte ich den Hund und verließ die Wohnung leise wieder. Gesehen habe ich Stefano nie mehr, auch nicht zufällig irgendwo auf

der Straße, oder in einer Kneipe. So, jetzt kennst du meine Geschichte.“

Sie gingen weiter entlang der Isar. Das Laub raschelte unter ihren Schritten. Die Herbstsonne wärmte jetzt nicht mehr. Das Wasser blitze kalt. Beide schwiegen sie. Lilli wartete auf eine Reaktion, einen Kommentar. Aber Taraneh ging nicht auf ihre Schilderungen ein. Lilli spürte Bitterkeit. Das nennt man Abnabelung, vermerkte sie für sich. Stumm liefen sie weiter. Irgendwann hakte sich Lilli bei Taraneh ein. Sie wollte wenigstens ein Gefühl von Nähe spüren, wenn im Moment schon keine Verbundenheit zwischen ihnen herrschte.

Fest am See

Im folgenden Sommer war Taraneh zusammen mit Lena und Christiaan bei ihrer Schulkameradin Manon zu einem Fest eingeladen. Manons Familie besaß an einem See im Oberland ein Ferienhaus. Dort wurden häufig Feste gefeiert. Gelegentlich hatte Manon schon davon erzählt. Die Feiern schienen unkonventionell zu verlaufen. Alle waren aufgefordert, Schlafsack, Handtuch und vor allem Essen und Getränke mitzubringen. Manon hatte erzählt, dass ihre Eltern irgendwann entschieden hatten, auch selbst Gäste auf ihren Einladungen sein zu wollen, statt als Gastgeber vor allem an der Arbeit hängen zu bleiben.

Lena war schon am Freitag mit Manon und ihren Eltern vorausgefahren. Taraneh reiste mit Christiaan am Samstag mit der Bahn an und sie trafen mittags ein. Taraneh war überrascht. Das war kein Wochenendhaus. Das war eine Märchenwelt. Eine prachtvolle Villa mit Erkern, einem Türmchen und Balkonen inmitten eines Parks mit mächtigen Buchen, Linden, Pappeln und Kastanien – und alles direkt am See. Solche Anwesen und den Baustil kannte sie von Seen in Oberitalien. Etwas zurückversetzt stand ein Querbau

in passendem Stil, aber bescheidener ausgeführt. Manon erklärte den Freunden, dass im unteren Teil des Nebengebäudes einst Kutschen standen und der erste Stock als Unterkunft für Angestellte diene. Heute war das Nebengebäude oben und unten mit Gästezimmern ausgebaut. Dann erzählte Manon, dass ihr Urgroßvater das Anwesen vor rund hundert Jahren hatte erbauen lassen und ihre Mutter es später geerbt habe.

In der Villa fiel Taraneh die spärliche Möblierung auf. Die wenigen Möbel, die umherstanden, waren abgestoßen und die Stoffe verschlissen. Auch die Küche hatte schon bessere Tage gesehen. Als sie den Kühlschrank öffnen wollte, hielt sie den Türgriff in der Hand. Manon zuckte nur mit den Schultern.

„Eigentlich können sich meine Eltern das Haus gar nicht leisten. An vielen Stellen sind Reparaturen fällig. Die Heizkörper sind durchgerostet, weswegen wir das Haus nur im Sommer nutzen können. Wenigstens sind die Leitungen für Kalt- und Warmwasser noch okay. Aber niemand denkt an einen Verkauf.“

Ein Hauch von Melancholie legte sich über die kleine Gruppe.

„Mami“, rief Manon plötzlich in die Stille hinein, „meine Freunde sind angekommen.“ Manons Mutter

begrüßte Taraneh und Christiaan herzlich. „Bitte nennt mich Yasmin. Ich finde es schön, dass Manon anfängt, ihre eigenen Gäste zu den Feten einzuladen. Fühlt euch wie zuhause.“

Taraneh wusste, dass Yasmin siebzehn war, als sie Manon zur Welt gebracht hatte. Ihr weizenblondes, ganz kurzes Haar und ihr lebensfroher Auftritt ließen sie jünger erscheinen, als sie jetzt mit rund dreiund-dreißig war. Oliver, ihr Mann, stand stumm und mit verschränkten Armen da. Niemandem gab er zur Begrüßung die Hand und nickte nur. Taraneh erschien er ein gutes Stück älter zu sein, Manons Mutter. Nach der Begrüßung gingen die Freunde weiter. Aber noch bevor sie das Zimmer verlassen hatten, setzten Manons Eltern einen Streit fort, den sie offensichtlich schon zuvor ausgetragen hatten:

„Ich bin deine ewigen Ausflüchte leid, warum du keinen Beitrag zum Familieneinkommen leisten kannst“, hörte Taraneh Yasmins Stimme beben.

„Sorge künftig selbst für dich. Damit kannst du gleich heute anfangen und deinen eigenen Wein und dein eigenes Essen mitbringen, so wie alle anderen auch – woher auch immer – es ist mir egal. Ich habe jedenfalls keine Lust mehr, für dich zu sorgen.“

Taraneh hörte Oliver nicht antworten, sah aber, wie er durch die Verandatür in den Garten

verschwand. Manon rollte mit den Augen, als sei sie derartige Streitigkeiten ihrer Eltern gewöhnt.

Immer mehr Gäste trafen ein. Taraneh beobachtete, wie sie in der Reihenfolge ihrer Ankunft die Zimmer im Gästehaus unaufgefordert belegten. Alle schienen die Regeln zu kennen. Wo diejenigen, die ankamen, als das Duzend Zimmer belegt waren, schlafen würden, blieb ihr unklar. Vielleicht sind sie darauf eingestellt, die Nacht durchzumachen, überlegte sie.

Es war ein heißer Tag, das erste Juliwochenende. Die vier Freunde saßen auf dem Badesteg, der sich am Ende zu einer Plattform über dem Wasser erweiterte. Taraneh blickte zur Villa hoch. Von hier aus wirkte alles nochmals größer. Ihr fielen aber auch die Schäden an der Fassade auf. Wie es hier wohl aussehen würde, wenn das Anwesen ihren Eltern gehören würde?, überlegte sie. Alles wäre in perfektem Zustand. Die Vorstellung widerstrebte ihr. Würde dann noch die sonderbare Atmosphäre, die flirrende Schwingung herrschen, die sie seit ihrer Ankunft glaubte, wahrzunehmen? Sie verspürte eine ihr bisher unbekannte innere Unruhe. Oder war es eher eine verheißungsvolle Spannung? Gedanken und Empfindungen überlagerten sich im Wechsel. Eindrücke lenkten ihre Sinne, die zu taumeln schienen. Ein sonderbarer Reiz ergriff Besitz von ihr. Es erschien ihr

wie eine unbestimmte Aufforderung, alte Pfade zu verlassen und Neues zu wagen.

Plötzlich zog sich Manon aus. Als sie nackt war, glitt sie vom Steg ins Wasser und forderte die anderen auf, auch in den See zu kommen. Im Handumdrehen war auch Lena, die schon am Vortag mitbekommen haben musste, dass hier alle nackt badeten, ausgezogen und im Wasser. Als wäre es das Normalste der Welt, zog auch Taraneh sich aus. Abermals sinnierte sie, wie anders als zuhause hier alles war. Eine entrückte, eine unwirkliche Welt. Außer ihren Freunden kannte sie niemanden – und niemand kannte sie. Für nichts musste sie sich rechtfertigen, nichts ging sie etwas an. Es herrschte ein Zauber wie auf einer Bühne, auf der jeder eine eigene Rolle im eigenen Stück spielte. Alles schien ihr möglich. Alles schien ihr erlaubt.

Sie sah Christiaans verblüfften Blick. Klar, er kannte sie nur im Bikini. Sie lachte ihn an und sprang zu Lena und Manon ins Wasser. Er blieb sitzen und überließ es den Freundinnen, ihn nass zu spritzen. Dann schwammen sie auf den See hinaus.

Nacht am See

Das Fest verlief für Taranehs Vorstellungen ungeordnet. Es gab keinen festen Beginn, jeder aß und trank, was, wann und wo er wollte. Gruppen bildeten sich und lösten sich wieder auf. Es wurde laut gelacht, diskutiert und gestritten. Irgendwann setzte Musik ein. Gäste fingen an zu tanzen, allein, paarweise – später eng umschlungen und nicht immer mit dem Partner, mit dem sie gekommen waren. Taraneh beobachtete Paare ins Gästehaus davonschleichen und bei ihrer Rückkehr übertrieben laut lachen oder reden. Manon sagte zu alledem nichts. Taraneh vermutete, dass Manon den Ablauf gewohnt war.

Gegen Mitternacht setzte sie sich unter eine mächtige, abseitsstehende Kastanie und betrachtete das Treiben. Dabei erfasste sie eine laszive Schwingung. Die Abläufe um herum fühlte sich aufregend an. Vor allem aber auch herausfordernd. Der morbide Charme der Villa, die ihr im Licht der Fackeln geheimnisvoll und magisch erschien, animierten sie, Neues wagen zu wollen. Sie spürte, dass Veränderungen vor ihr lagen.

Abermals kam ihr ihre Eltern in den Sinn: Wie würden sie das alles hier finden und sich einbringen? Aber es widerstrebte ihr erneut, sich ihre Eltern als Teil dieser Umgebung vorzustellen. Das hier war ihre Welt, waren ihre Freunde und ihre Erfahrungen, wehrte sie die Vorstellung ab – vor allem die Idee der Anwesenheit ihrer Mutter. Taraneh wollte das fremde, dieses neue Lebensgefühl, das sie körperlich spürte, das greifbar zu sein schien, ungestört auf sich wirken lassen und für sich alleine haben.

Christiaan kam ihr in den Sinn. Sie war froh, dass er dabei war, und die meisten ihn für ihren Freund hielten. Andernfalls, war sie sich sicher, hätten einige der Herren sie zum Tanzen aufgefordert. Darauf hätte sie keine Lust. Dann fiel ihr auf, ihn schon länger nicht mehr gesehen zu haben und sie fragte sich, wo Christiaan abgeblieben war. Sie erhob sich von ihrem Beobachtungsposten unter der Kastanie und gesellte sich zu Manon und Lena.

In den frühen Morgenstunden setzte sie sich in der Veranda in einen der abgewetzten Sessel. Sie wollte sich etwas ausruhen und dachte an die Verabredung mit Manon und Lena. Bei Sonnenaufgang wollten sie schwimmen gehen.

Am nächsten Morgen

Die Sonne war bereits aufgegangen, als sie aufwachte. Sie schaute auf die Uhr – kurz nach sieben. Im Haus war es still. Gäste lagen umher, auf Iso-Matten, in Schlafsäcken oder fläzten wie sie in einem der Sessel. Taraneh stand auf, spülte sich in der Küche den Mund aus und ging in den Garten. Über Nacht hatte die Temperatur kaum abgekühlt, und die Sonne trieb das Thermometer schon wieder hoch. Keine Spur von Lena, Manon und Christiaan. Sie ging zum Steg, setzte sich gleich zu Beginn, wo das Wasser noch flach war hin, und ließ die Füße ins Wasser baumeln. Die Holzplanken waren schon wieder aufgeheizt. Sie hörte die Vögel, die mit ihrem Gezwitscher die herrschende Ruhe fast störten.

Plötzlich einsetzendes Knirschen, das sich zu einem mahlenden Rauschen verdichtete, machte sie neugierig. Eine der wenigen jüngeren Frauen, jünger als Yasmin, kam auf dem Kiesweg auf sie zu. Sie wusste, dass sie Julia hieß. Julia nickte ihr zu und lief ohne ein Wort an ihr vorbei und zur Badeplattform hinaus. Taraneh folgte ihr mit dem Blick.

Julia blieb bewegungslos auf der Badeplattform stehen und schien aufs Wasser zu schauen. Dann streckte sie sich, zog die Tunika über den Kopf und streifte die Jeans ab. Nackt verharrte sie regungslos, bis sie die Arme anhob und in den See sprang. Nach einigen Zügen tauchte sie an der Oberfläche auf und schwamm weit hinaus. Als Julia das Ufer wieder erreichte, beobachtete Taraneh, wie sie Schritt für Schritt aus dem Wasser kam. Als es ihr nur noch zur Hüfte reichte blieb sie stehen. Darauf drehte sie sich um und richtete ihr Gesicht zur Sonne – bis sie sich auf einmal nach vorne beugte, den Kopf ganz untertauchte und in einer fließenden Bewegung mit ihrem Oberkörper wieder hochschnellte. In dieser Bewegung flog ihr langes Haar wie ein großes Rad um ihren Kopf. In den Sonnenstrahlen bildeten die Wassertropfen einen Kranz. Ein Spannungsbogen, wie ein hochschnellender Delphin, durchfuhr es Taraneh.

Schließlich verließ Julia das Wasser, lief abermals wortlos an Taraneh vorbei, auf den Steg hinaus, und legte sich auf das blanke Holz. Taraneh war überwältigt. Sie spürte, dass von Julias Schweigen eine Kraft ausging, die viel mächtiger war, als jedes an sie gerichtete Wort gewesen wäre. Das Selbstverständnis, mit dem sich Julia ausgezogen hatte, obwohl sie annehmen musste, von ihr beobachtet zu werden, war

für Taraneh Ausdruck von Selbstbewusstsein und ausgeprägter Selbstbestimmtheit. Bewunderung machte sich bei ihr breit. Sie stand auf und lief den Steg entlang zur Plattform. Julia lag mit geschlossenen Augen auf den silbergrauen Planken. Sie schien zu dösen – jedenfalls ließ sich Julia von ihrer Anwesenheit nicht stören.

Sie sah, dass Julia kein einziges Schamhaar hatte – wie ihre Mutter – und ein Gedanke stieg in ihr auf, den sie als fast abstoßend empfand: Wie konnte sich ihre Mutter nur so geben? Machte sie einen auf junge Frau? Ihr fiel ihr Monolog über ihr erstes Mal mit einem Mann, mit Stefano, ein. Ohne Prüderie hatte sie davon erzählt und von dem anschließenden Verhältnis mit Stefano, das nur auf Sex beruht hatte. In diese Erinnerung mischten sich die Bilder, wie ihre Mutter im Garten gelegen und ihren Vater an der Krawatte zu sich heruntergezogen hatte. Sie verharrte. War dies alles nicht auch Ausdruck einer starken, einer selbstbewussten und selbstbestimmten Frau, die ihr Leben lebte – genauso wie Julia es zu tun schien? Taraneh ließ den Vergleich, der sich für sie fremd anfühlte, wirken. War das eine Frage des Alters? War Lebenserfahrung nicht sogar Voraussetzung, um sich mit Gelassenheit auf sich selbst einlassen zu können, um sich zu nehmen, was einem wichtig und richtig erschien?

So hatte sie die Dinge und ihre Mutter noch nie betrachtet. Bisher hatte sie bei Lilli immer nur die Rolle als Mutter gesehen und eingefordert.

Taraneh drehte sich um und lief über den Steg und den Kiesweg zurück zum Haus. Sie hoffte auf Tee oder Kaffee und darauf, ihre Freunde zu finden. Manon und Lena waren in der Küche und erzählten, in Manons Zimmer ein paar Stunden geschlafen zu haben. Ob und wo Christiaan geschlafen hatte, wusste keiner und niemand fragte. Alle waren noch matinal verdüstert.

Während der Heimfahrt mit dem Zug blieb Taraneh einsilbig und in sich gekehrt. Sie spürte, an der Schwelle von Veränderungen zu stehen, hing ihrer Ahnung nach, und versuchte zu verstehen, was auf sie zukommen würde.

2.

Fluchten I

Schutzburg Hamburg	109
Folgenreiche Einladung	112
Eingeständnis	118
Joy Knox	120
Erkenntnisse in Alba	126
Eine weitere Einladung	129
Ausblicke und Aussichten	132
Nur ein Schriftzug	138
Ein richtiges Leben	141
Beschützerinstinkt	143
Teuflische Inszenierung	146
Überfall	151
Fast eine Ewigkeit	153
Fatale Entscheidung	158

Schutzburg Hamburg

Paolos Freundschaft mit Francesco überstand den Umzug dessen Familie nach München. Nachdem Paolo angefangen hatte, in der Schule Deutsch zu lernen, durfte er den Freund in den Sommerferien zum ersten Mal in München besuchen. Die Stadt erschien Paolo endlos groß, mit Straßen, breiter als Autobahnen, und mit unterirdischen Zügen, die schnell überall hinführten. Francesco kannte sich gut aus und die Freunde trieben sich häufig in der Stadt umher. Einer der Höhepunkte für Paolo war das Deutsche Museum, die Elektro-Abteilung, mit den Vorführungen von Blitzeinschlägen in einen faradayschen Käfig. Jedes Mal saß ein Museumsmitarbeiter in der Eisenkugel, um zu beweisen, dass das Gerippe Stromschläge, stark wie Blitze, ableitete und die Person im Inneren unversehrt blieb. Ein anderes Highlight war ein Verkaufsraum von BMW. Hier standen die Motorräder, von denen er träumte, seit er ein kleiner Junge war. Er versprach sich, irgendwann einmal selbst so eine Maschine zu fahren.

Nach dem Abitur entschied Paolo, Physik zu studieren. Zum Leidwesen seiner Mutter, aber zu seiner

eigenen Erleichterung, gab es seine Fachrichtung jedoch nicht in Perugia. Die Mutter versuchte zwar, ihn zu überzeugen, etwas anderes zu studieren, damit er in Perugia bleiben und weiterhin zuhause wohnen könnte. Aber sie sah ein, dass es Zeit war, Paolo aus ihrer Obhut freizugeben und ihn ziehen zu lassen – nach Bologna.

Über die Jahre waren Paolos Deutschkenntnisse so gut geworden, dass er nach dem Diplomabschluss in Bologna, eine Assistentenstelle am Institut für Meteorologie der Universität in Hamburg erhielt, um zu promovieren. Paolo genoss die neue Umgebung in vollen Zügen – die eleganten Fassaden der großbürgerlichen Häuser und das viele Wasser – nicht nur am Hafen, an der Elbe oder in der Alster. Vor allem hatten es ihm die Kanäle, die sich durch die Stadt zogen, angetan. Er war nicht überrascht zu lesen, Hamburg habe mehr Brücken als Venedig. Häufig, wenn er Besuch von auswärts bekam, unternahm er Bootsfahrten durch das Netz der Stadtfleete, entlang prachtvoller Villen und Wohnhäuser mit gepflegten Gärten. Die Fahrten legte er auf die frühen Abendstunden, wenn die Lichter in den Häusern angingen, denn dann, erklärte er jedes Mal, zeige sich Hamburg in einer einzigartigen Stimmung.

In der Möwenstraße, unweit der Außenalster, fand er bei einer Witwe in einer einstmals prachtvollen Villa, ein Zimmer. Er und zwei weitere Untermieter bewohnten den ersten Stock. Zudem löste er sein Versprechen ein und kaufte sich ein gebrauchtes BMW-Motorrad. Stolz und mit Glücksgefühlen erkundete er mit der Maschine die Stadt und das Umland.

Er liebte das Leben im Norden – nicht zuletzt auch wegen der Distanz zur Mutter. Per Post versuchte sie weiterhin ihre vereinnahmende Fürsorge auszuleben, weswegen er ihre Briefe oft erst Tage nach dem sie eingetroffen waren, öffnete. Sein Vater hatte dagegen Verständnis für seinen Wunsch gezeigt, in Hamburg promovieren zu wollen.

Folgenreiche Einladung

Gut ein viertel Jahr lebte er schon in Hamburg, als Francescos Schwester Sonja in zu ihrer Geburtstagsfeier einlud. Sonja wohnte bereits seit Längerem in der Hansestadt, in einem heruntergekommenen Altbau in Altona. Es war noch still in der Wohnung, als er in dritten Stock vor der Tür stand und klingelte. Er war aber nicht der erste Gast. Nach der Begrüßung bat Sonja ihn in das Tischzimmer – eine Bezeichnung, die sich ihm sofort erschloss: Zwei alte hohe Zimmertüren lagen aneinandergeschobenen auf Böcken und bildeten einen übergroßen Tisch. Darauf stellte er sein Geschenk ab.

Am anderen Ende des Tisches stand eine junge Frau, die er schon einige Male aus der Ferne gesehen hatte. Sie war Mitarbeiterin bei Langhain Catering. Bei dem Unternehmen besserte er sein Assistentengehalt durch gelegentliche Aushilfsjobs auf. Miteinander gesprochen hatten sie noch nie. Er ging auf sie zu.

„Hallo. Ich bin Paolo Ruggieri. Vielleicht kennen Sie mich, ich jobbe manchmal bei Langhain Catering.“

Sie hielt ihm die Hand entgegen. „Ich weiß. Ich heiße Nicoletta und arbeite seit einem Jahr bei Langhain. Ich bin so was wie ein Mädchen für alles: Ein bisschen Kundenberatung, Besichtigungen der Locations, Angebote schreiben und – meine Lieblingstätigkeit – Beschwerden auffangen.“

Mit ihrem Redeschwall hatte Nicoletta augenblicklich seine ganze Aufmerksamkeit herausgefordert.

„Gibt es denn so viele Beschwerden?“, fragte er irritiert.

„Nein. Absolut nicht. Darum schätze ich diesen Teil meiner Arbeit so – den muss ich fast nie erfüllen“, erwiderte sie und fügte lachend hinzu: „Ich weiß, das klingt ein bisschen unlogisch.“

Nicoletta stand ohne Glas da, und auch er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ein Getränk zu holen.

„Darf ich dir etwas zum Trinken bringen?“ Er erschrak. Er hatte sie geduzt. Vermutlich, weil sie ihm nur ihren Vornamen genannt hatte.

„Sì. Sì.“ antwortete sie, und fügte hinzu: „Ich komme übrigens auch aus Italien.“

Das hatte er nach ihren ersten Sätzen schon vermutet, ihr mit einer Frage nach ihrer Herkunft aber nicht den Eindruck vermitteln wollen, dass er ihre Deutschkenntnisse als schlecht einstufte.

„Vino? Birra? Acqua?“, fragte er mit einer typisch italienischen Handbewegung.

Sie lachte laut auf und warf ihren Kopf nach hinten. Beides erschien ihm übertrieben. In diesem Moment kam Sonja mit einem Tablett mit Getränken.

„Ha. Ich sehe schon. Die Forza Italia hat sich gefunden.“ Nicoletta nahm ein Glas Weißwein, Paolo griff zu Prosecco.

„Salute“, sagten beide. Paolo wechselte ins Italienische.

„Wo kommst du her, und was hat dich nach Hamburg getrieben?“ Jetzt sprudelte er los. „Ich meine, wenn du darüber sprechen möchtest.“ schob er fast entschuldigend nach.

„Schon in Ordnung. Ich komme aus Bra, einem kleinen Kaff im Piemont. Obwohl – das ist weder fair noch wahr. Es ist eine kleine Stadt mit immerhin fast dreißigtausend Einwohnern. Und Bra ist wirklich hübsch. Eben eines dieser typischen norditalienischen Nester. Die nächste größere Stadt ist Alba. Man muss Bra nicht kennen“, sie zögerte, „aber von dort kommt immerhin die Slow-Food-Bewegung.“

„Slow Food? Was ist das? Und welche Bedeutung hat die Bewegung für Bra?“

„Willst du es wirklich wissen? Es ist eine nicht ganz alltägliche Geschichte.“

Sie sah ihn fragend an. Warum wurde sie so ernst?, fragte er sich und nickte zustimmend.

„Ich mache es kurz: Es war ein gewisser Carlo Petrini, ein vielseitig interessierter und zugleich widersprüchlicher Geist. Als Jugendlicher war er Messdiener, später Vorsitzender der Diözesanjugend. Er studierte Soziologie. Politisch aktiv wurde er für die Partito di Unità Proletaria im Stadtrat von Bra. Er soll auch mal einen illegalen Sender, ein Piratenradio, betrieben haben. Er war ein Rebell im positiven Sinn und prangerte Skandale in der Wein- und Lebensmittelindustrie an. Petrini war das Leben in der Region und mit regionalen Produkten wichtig. Auslöser für die Gründung von Slow Food war schließlich die Eröffnung einer McDonald's-Filiale an der Piazza Navona in Rom. Den Platz kennst du doch, oder?“ Sie zwinkerte ihm zu. „Das war 1986. Aus Protest gegen die Eröffnung an diesem Standort organisierte Petrini ein öffentliches Spaghetti-Essen an der Spanischen Treppe. Und irgendwann rief er in einem Vorort von Bra die gastronomische Università di Scienze Gastronomiche ins Leben.“

Während er zuhörte und mit dem Kopf nickte, machte sich bei ihm der Eindruck breit, Nicoletta sei ein Mensch, der auf Partys nicht plaudern wollte, sondern ernsthafte Gespräche sucht.

„Ach ja“, ergänzte sie, „und auf Petrinis Initiative fand in Turin eine Konferenz des Bauernnetzwerks Terra Madre statt. Es war das erste Welttreffen von fast fünftausend Bauern. Schirmherr war niemand anderes als Prinz Charles.“

Er sah sie an, sagte nichts, und nickte abermals.

„Du wolltest es wissen,“ lachte sie und zuckte mit den Schultern.

„Pertini scheint ein interessanter Typ zu sein. Danke. Und Hamburg?“, fasste er nach.

„Um es nochmals kurz zu machen: In der Schweiz absolvierte ich ein Bachelor Studium in Hotelmanagement. Dort habe ich auch Deutsch gelernt. Meinen Master habe ich anschließend an der besagten Università di Scienze Gastronomiche in Bra erworben. Danach wollte ich nur noch weg – weg aus Bra und dem Piemont, wo ich meine Kindheit, fast mein ganzes bisheriges Leben verbracht hatte. Hier, bei Langhain, bekam ich eine Chance. Langhain berücksichtigt soweit wie möglich die Werte von Slow Food. So. Jetzt kennst du meine kleine Geschichte. Und du?“

Wollte Nicoletta von sich ablenken in dem sie das Gespräch auf seine Geschichte lenkte? Er war aber neugierig geworden. Nur noch weg – weg aus Bra, aus dem Piemont. Die nebulöse Formulierung kreiste in seinem Kopf.

„Wäre es für dich in Ordnung, wenn wir uns dort hinsetzten?“ Er deutete auf ein kleines Sofa. Sie setzten sich und schwiegen für einen Augenblick. Dann erzählte Paolo in knappen Sätzen von Francesco und dessen Umzug nach Deutschland, der ihn veranlasst hatte, Deutsch zu lernen, und warum er jetzt in Hamburg lebte. Dabei konnte er sich einen Seitenhieb auf den Beschützerinstinkt seiner Mutter, seinen Schutzengel, wie er sie ironisch nannte, nicht verkneifen – und erklärte Nicoletta, dass für ihn Hamburg somit auch etwas mit Flucht, Befreiung und Unabhängigkeit zu tun habe.

Eingeständnis

Nicoletta konnte Paolos Andeutung, die räumliche Distanz zu seiner Familie, vor allem zu seiner Mutter, als Befreiung zu empfinden, gut nachvollziehen – auch wenn ihr eigener Wunsch, ihrem alten Leben und ihrer Heimatstadt Bra zu entfliehen, einen ganz anderen Hintergrund gehabt hatte.

„Warum hattest du aus Bra weggewollt?“

Paolos Frage hatte fast beiläufig geklungen. Hatte er seine Neugier kaschieren wollen? Sie nahm es gelassen. Oder hatte er vielleicht wirkliches Interesse an ihrem Leben? Sie fragte sich, ob es befreiend sein könnte, ihre Geschichte zu erzählen. Das hatte sie noch nie getan. Noch dazu in ihrer Muttersprache. Sie verspürte die Sehnsucht – mehr noch – das Verlangen, alles zu erzählen. Würde es sie erleichtern, wenn sie von ihrem Vater, der unnahbaren grauen Eminenz, und ihrer Mutter, Joy Knox, die für sie nicht mehr als die Buchstaben eines Schriftzuges war, erzählte? Bei den Gedanken, ließ sie zum ersten Mal das Eingeständnis zu, dass ihr Leben in Bra einer Tristesse geglichen hatte. Keine fröhliche Kindheit, keine spannende Jugend mit Gleichaltrigen. Ihr waren nur

wenige Erinnerungen geblieben. Bis zu ihrem Wegzug aus Bra hatte sie sich über das Leben ihres Vaters definiert. Sie hatte sich an etwas klammern müssen, dass entfernt mit Familie zu tun gehabt hatte.

Eigentlich, so ihr plötzliches Resümee auf dem kleinen Sofa, hatte sie erst angefangen zu leben, nach dem sie Bra den Rücken zugekehrt hatte und nach Hamburg gezogen war. Aber im Grunde war ihr das schon seit Längerem unterschwellig bewusst.

Sie drückte ihren Rücken durch, so dass sie gerade dasaß, und begann Paolo – und sich selbst – ihre Geschichte zu erzählen. Aber sie wusste, es würde die Geschichte ihrer Mutter, Joy Knox, und ihres Vaters, Notaio Dottore Rudolpho Pierini sein.

Joy Knox

Joy Knox war 39 Jahre alt, als sie ihr erstes und einziges Kind bekam. Nicoletta. Zu diesem Zeitpunkt hatten sie und ihr Mann, der Notar Dottore Rudolfo Pierini, schon längst die Hoffnung auf ein Kind aufgegeben. Sie glaubte, als ihre Regel ausblieb, frühzeitig in die Wechseljahre zu kommen. Anlässlich ihrer Kinderlosigkeit hielt sie das für möglich. Als sie weitere Veränderungen an sich beobachtete, ging sie zum Frauenarzt. Der beglückwünschte sie zur Schwangerschaft und sie freute sich über alle Maßen.

Rudolpho hegte hingegen Zweifel, ob er sich über die unverhoffte Nachricht, doch noch Vater zu werden, beglückt sein sollte. „Wenn unser Kind zehn Jahre alt sein wird, wie wird es mich dann wahrnehmen?“, murmelte er beim Abendessen. „Mehr als einen Großvater denn als seinen Vater?“

„Sei beruhigt“, redete Joy ihm zu. „Kinder finden sich ganz natürlich in ihre Lebenssituation ein. Außerdem sind wir doch ziemlich vital und lebensfroh“, und zwinkerte ihm zu.

Joy war Schottin und stammte aus einem Nest in der Nähe von Aberdeen. In der Schule hatte sie sich

für Italienisch als Fremdsprache entschieden. Warum gerade Italienisch, vermochte sie später nicht zu erklären. Als sie nach der Schule ihre erste Anstellung bei der Immobilienfirma Holmes, Shearaz & Sexton in London annahm, erwies sich die Entscheidung aber als Glücksfall. Die Firma befasste sich mit der Vermittlung von Immobilien im Mittelmeerraum. Da waren ihre Italienischkenntnisse bald häufig gefragt.

Joy war nicht nur ehrgeizig, sondern auch etwas exzentrisch. Sie beanspruchte Wertschätzung ihrer Person und ihrer Arbeit gegenüber. Dazu gehörte für sie, im Büro, statt beim Vornamen, als Miss Knox angesprochen zu werden. Es war ihr bewusst, aber auch egal, dass dies altjüngferlich anmutete. Nur ihre direkten Kolleginnen nannten sie beim Vornamen. Sie bewohnte ein Einzimmerappartement im Osten der Stadt. Keine gute Gegend und weit weg von der Arbeitsstelle in Kensington. Mehr war bei ihrem Gehalt nicht drin. Praktisch, wie sie veranlagt war, hatte sie sich zu Beginn der Tätigkeit zwei gleiche graue Kostüme gekauft, und vier weiße langärmelige Blusen für kühle und zwei weiße ärmellose für warme Tage. So trat sie allmorgendlich an ihren Schreibtisch – in Grau und Weiß.

Über die Zeit übernahm sie zunehmend Verantwortung in den Projekten, und Mr Shearaz, einer der

Partner, ließ ihr freie Hand. Sie nutzte den Freiraum. Irgendwann ergaben sich Anfragen seitens Kaufinteressenten, Miss Knox möge die Käufer zum Vertragsabschluss nach Italien begleiten. Eines Tages ging es um den Verkauf eines Weingutes im Piemont. Mit dem Notar, Dottore Pierini, mit dem sie bisher nichts zu tun gehabt hatte, stimmte sie telefonisch und per Fax die Details des Kaufvertrages ab. Die Abwicklung gestaltete sich ungewöhnlich präzise, worauf sich bei ihr das Bild eines pedantischen Hüters von Parzellennummern und Grundbucheinträgen einstellte. Sie sah den Notaio vor sich, mit Ärmelschonern wie Buchhalter in schwarz-weiß-Filmen. Die bedächtige Sprechweise des Dottore tat ein Übriges zu ihrer Vorstellung.

Gemeinsam mit den englischen Käufern flog sie an einem Donnerstagnachmittag nach Mailand. Von dort nahmen sie den Zug in das Städtchen Bra. Am nächsten Morgen trafen sie sich zur vereinbarten Zeit mit dem Verkäufer des Weingutes vor der prächtigen Fassade eines Palazzo, in dem sich die Amtsräume von Notaio Dottore Pierini befanden.

Sie klingelten. Eine Mitarbeiterin führte sie in einen großen holzgetäfelten Besprechungsraum mit einem langen mächtigen Tisch mit dunkler polierter Holzplatte. Acht schwere und mit rotem Samt bezogene

Stühle mit hohen Rückenlehnen an jeder der beiden langen Seiten und je einer mit goldenem Bezug an den Kopfenden, schienen den Tisch wie eine Festungsmauer zu umschließen. Sie sollten Platz nehmen. Sie blieben stehen. Nach wenigen Augenblicken öffneten sich am anderen Ende des Raumes beide Flügel eines breiten Portals. Gleich einer Excellenz betrat ein Herr den Raum. Mit ausladenden Schritten eilte er auf sie zu, stellte sich als Notaio Pierini vor, begrüßte mit tiefer Verbeugung zuerst die Damen und dann mit aufrechter Haltung die Herren.

Der Notar sprach abwechselnd Englisch und Italienisch. Blitzschnell sprang er zwischen den Sprachen hin und her. Joy war beeindruckt. Aber mehr noch war sie verwirrt. Notaio Pierini entsprach so gar nicht ihren Erwartungen. Seine Stimme kannte sie bereits vom Telefon. Ansonsten stimmte aber nichts. Vor ihr stand kein penibler Buchhalter. Vielmehr hatte sie den Eindruck, einer in jeder Weise großartigen Erscheinung, einer Persönlichkeit, die Wärme und Würde ausstrahlte, gegenüberzustehen. Verstohlen sah sie den Notar an – über ein Meter achtzig groß, vielleicht etwas übergewichtig?, aber als dick wollte sie ihn in keinem Fall bezeichnen. Im Gegenteil. Alles an ihm schien ihr fest. Der Anzug saß perfekt, mit abgestimmter Seidenkrawatte und Einstecktuch.

Allmählich merkte sie, wie ein ihr befremdlicher Erregungszustand sie erfasste.

Der Notar wies jedem einen Stuhl zu und bat darum, alle mögen sich doch setzen. Er selbst nahm am Kopfende Platz. Kaum saß er, trat, wie auf ein unsichtbares Signal hin, eine Mitarbeiterin herein und legte eine Mappe vor ihm ab. Dabei machte sie keinerlei Geräusch. Joy erschien es, als würde die Mappe über dem glänzenden Besprechungstisch schweben.

Als alle still waren, klappte Notaio Pierini mit einem feierlichen Ausdruck auf dem Gesicht die Mappe auf und eröffnete den Beurkundungstermin. Er begann aber nicht mit den Formalien, sondern mit einem Dank – an Miss Knox – für die hervorragend geleistete Vorarbeit. Beifall kam seitens der Käufer auf, dem sich der Verkäufer anschloss. Joys Verwirrung steigerte sich abermals. Noch nie hatte sie eine solche Anerkennung erfahren.

Der Notar sprach weiter und wechselte zwischen den Sprachen hin und her. Joy hörte aber nicht mehr zu und sah Dottore Pierini nur verstohlen an. Sein gepflegter Vollbart ließ ihn reifer erscheinen, als sie sein Alter einschätzte. Die Tonlage seiner Stimme war noch tiefer, als sie es aus den Telefongesprächen in Erinnerung hatte – ein kraftvoller, lauter Bass. Manche Worte brummte er sogar so sonor, dass sie

Schwingungen in der Brust und im Bauch spürte. Wenn er lachte, und sie merkte, dass er gerne und laut lachte, schien alles zu vibrieren. Manche seiner Worte schien er besonders wohlüberlegt zu wählen. Dann rollte er, während er nachdachte, mit den großen Augen so heftig, dass Joy jedes Mal erschrak – und Angst bekam, die Augen könnten ihm aus dem Kopf fallen. Sie fühlte sich zu diesem Mann, der fast zwanzig Zentimeter größer und sicher gut zehn Jahre älter war als sie, hingezogen. Sie traute sich selbst nicht mehr, als sie sich dabei ertappte, auf seine Hände zu schauen, um festzustellen ob er einen Ehering trug. Das zu tun, war ihr bisher fremd gewesen. Trotz allerlei Ereignissen in ihrem Leben verfügte sie bisher über keinerlei intime Erfahrungen. Jetzt setzte ein Mann zum ersten Mal etwas in ihr in Bewegung, was sie nicht kannte.

Für den Rest des Termins saß sie mit durchgestrecktem Rücken am Tisch und fuhr mit den Fingern sanft über das Holz, das sich geschmeidig und warm anfühlte. Sie war froh, nicht gefordert zu sein – und beobachtete im Spiegel der polierten Tischplatte Rudolpho Pierini.

Erkenntnisse in Alba

Nach der Vertragsunterzeichnung lud das englische Paar den Verkäufer, den Notar und natürlich Miss Knox für den Abend zu einem Essen nach Alba ein. Das kam Joy entgegen. Sie würde erst Sonntagabend nach London zurückfliegen und Alba stand, eigentlich erst für den morgigen Samstag, auf ihrem Besichtigungsprogramm. Dann würde sie den Punkt eben schon heute absolvieren, entschied sie, und fuhr am Nachmittag mit dem Bus hin.

Während sie durch die Straßen der Altstadt schlenderte, nistete sich bei ihr der Wunsch ein, mehr über den Notar wissen zu wollen. Nein. Viel mehr machte sich in ihr breit: Sie sah sich an seiner Seite, als seine Frau. Woher kamen solche Fantasien?, wunderte sie sich und fühlte sich fremdbestimmt. Sie widersetzte sich dem Gedankenspiel aber nicht. Und zum ersten Mal glaubte sie, das Sprichwort „Die Gedanken sind frei“ zu verstehen. Mit jedem Schritt, den sie tat, fand sie die Vorstellung, Pierinis Frau zu werden, reizvoller. Der Notar war der erste Mann, der ihr Verlangen weckte.

Zugleich wäre sie nicht Joy Knox gewesen, wenn sie nicht, während sie weiter umherspazierte, ganz unsentimental, ja fast nüchtern, über die erotischen Aspekte der Ehe sinniert hätte. Theoretisch war sie auf alles vorbereitet – auch wenn sie sich in keiner Weise vorstellen konnte, wie aus einem schlaffen Glied ein steifer Schwanz würde und wie sich der eine oder der andere Zustand anfühlen mochte. Sie war zu allem bereit und spürte keinerlei Zweifel. Im Gegenteil: Sie bestärkte sich darin, dass ein neues Kapitel des Lebens vor ihr lag, für das sie sich gerüstet sah. Und dieses Kapitel musste ein außergewöhnliches, ein berauschendes sein, ermutigte sie sich. Nicht umsonst machte die Menschheit so viel Aufhebens um Liebe, Verlangen, Lust und Eifersucht, beging Verbrechen und Morde, und führte deswegen sogar Kriege. Ihre nächste Überlegung galt der Herausforderung, den Notar davon zu überzeugen, dass sie die Richtige für ihn sei – wenn er nicht doch verheiratet war und einfach keinen Ehering trug. Auch diese Möglichkeit hatte sie mit ihrem klaren Verstand in Erwägung gezogen.

Urplötzlich fielen ihr die gut gekleideten Frauen um sie herum auf, die in leuchtend bunter oder unifarbener Garderobe elegant durch die Straßen flanierten. Der Anblick riss sie aus ihrer Beseeltheit. Sie trat

vor ein Schaufenster und betrachtete ihr Spiegelbild. Klein war sie, hatte stämmige Beine, ein ovales Gesicht, ein Mondgesicht, wie sie fand, umrankt von dünnem schwarzem Haar, das formlos wie Schnittlauch herabhing. Dazu das Kostüm in einer Nichtfarbe. Sie war so stolz gewesen, mit kleinem Gepäck gereist zu sein. Ein Kostüm für Freitag bis Sonntag und eine Bluse für jeden Tag. Nichts an ihr war auch nur irgendwie ansprechend. Trist, unsichtbar war sie. Nichts, aber auch gar nichts, würde den Notaio veranlassen können, auch nur einen Gedanken an sie zu verschwenden. Reiß dich zusammen und höre auf zu jammern, ermahnte sie sich. Und tatsächlich gelang es ihr, sich selbst davon zu überzeugen, die Richtige für Rudolpho zu sein. Aus den anfänglich freien, den befremdlichen Gedanken, war ein Plan geworden, den sie inzwischen als den ihren empfand – bis sie abermals zu hadern begann: War sie dabei, sich zu verrennen? War das alles absurd? Die neuerliche Skepsis vertiefte sie aber erst gar nicht. Sie entschied, ihrer Sache sicher zu sein.

Eine weitere Einladung

Auf dem Weg ins Restaurant überlegte sie, was sie erwarten würde. Ein schweigsamer Verkäufer, weil er kein Englisch sprach. Redselige Käufer, die nur ihre Muttersprache beherrschten. Und natürlich Rudolpho, wie sie den Notaio zwischenzeitlich in Gedanken nannte. Und sie selbst. Wäre sie aufgefordert, sich selbst zu beschreiben, würde sie nüchtern, rational und etwas langweilig aufzählen.

Im Restaurant übernahmen die Käufer die Sitzverteilung. Links neben ihr wurde der Verkäufer platziert. Das englische Paar übernahm die beiden Kopfenden der mit weißem Tischtuch gedeckten Tafel. Rudolpho saß ihr gegenüber. Seinem Blick so direkt ausgesetzt zu sein, machte sie etwas verlegen.

Kaum saßen sie, flehte die Käuferin „Bitte erzählen Sie uns von ungewöhnlichen oder vielleicht sogar spektakulären Projekten, die Sie abgewickelt haben. Gehören auch Prominente zu Ihren Verkäufern oder Käufern?“

Zu ihrem Erstaunen genoss sie die ungewohnte Rolle, im Mittelpunkt zu stehen. Es fiel ihr geradezu leicht, von ihrer Arbeit und spektakulären

Liegenschaften zu erzählen. Sie nannte aber weder Beteiligte noch Orte. Sie merkte, wie alle an ihren Lippen hingen.

Auch Notar Pierini. Schon während der ersten telefonischen Kontakte und dann am heutigen Vormittag, waren ihm Miss Knox exzellente Italienischkenntnisse aufgefallen – und vom ersten Moment der Zusammenarbeit, ihr effizienter Arbeitsstil. Auch bei ihm breiteten sich ihm ungewohnte Gedanken aus. Er erkannte, dass es ihm wie dem Verkäufer, der den auf Englisch geführten Gesprächen nicht folgen konnte, erging. Aber im Gegensatz zu ihm verstand er zwar die Worte, aber nicht seine Sinne. Seine Fantasie hinterging ihn so weit, dass er sich ausmalte, mit Miss Knox Beruf und Alltag zu teilen. So ein Ansinnen hätte er bisher schon aus Prinzip abgelehnt. Beruf und Privates gehörten seiner Auffassung nach, strikt voneinander getrennt.

Während die Gespräche dahinflogen, vergewisserte sich Joy, dass Rudolpho keinen Ehering trug. Sie spürte Freude, ja geradezu eine ausgelassene Heiterkeit, aber vor allem auch Erleichterung, dass sie sich am Vormittag nicht getäuscht hatte.

Nach dem Abendessen verabschiedete sich der Verkäufer bei allen so rasch er konnte. Joy hatte Verständnis dafür. Ihr war klar, dass er froh war, diesen

für ihn unverständlichen Abend beenden zu können. Die neuen Weingutbesitzer bedankten sich nochmals bei Dottore Pierini und natürlich bei Miss Knox, verabschiedeten sich ebenfalls, und fuhren weiter nach Turin, wo sie die kommenden Tage wohnen würden.

Mit Rudolpho blieb sie vor dem Restaurant zurück.

„Miss Kox, darf ich Sie mit nach Bra zurücknehmen?“

Ihre unverzügliche Antwort lautete „Sì. Grazie“.

Die Strecke war kurz. Beide sprachen sie kaum ein Wort. Als Joy in Bra vor ihrem Hotel ausstieg, ging der Notar um den Wagen herum, um sich von Miss Knox zu verabschieden.

„Was halten Sie davon, wenn ich Sie morgen zu einem italienischen Frühstück abhole und Ihnen anschließend Bra und die Umgebung zeige? Was sagen Sie zu neun Uhr?“

Joy freute sich über die überraschende Einladung. Zugleich wunderte sie sich, warum Rudolpho sie nicht jetzt noch auf einen Drink in eine Bar einlud? Es war noch nicht sehr spät. Wäre das nicht angemessen gewesen? Leise Zweifel ob ihres Plans beschlichen sie. Sie entschied aber kurzer Hand, nichts zu werten.

„Sehr gerne. Vielen Dank für die Einladung. Neun Uhr passt mir gut.“

Der Notar reichte ihr die Hand zum Abschied, stieg
in seinen Wagen und fuhr ab.

Joy ging in ihr Hotel.

Ausblicke und Aussichten

Um Punkt neun Uhr holte Segniore Pierini Miss Knox, wie er sie unverändert nannte, am Hotel ab. Mit dem Hinweis, in Bra wäre alles so nah beieinander, war er zu Fuß gekommen. Zu ihrer Überraschung war Rudolpho nicht leger gekleidet, schließlich war es Samstag. Im Gegenteil. Er wirkte noch eleganter als am Vortag. Er trug einen dunklen Anzug, dazu eine leuchtend rote Weste. Das Einstecktuch, die Seidenkrawatte auf dem blütenweißen Hemd, und die Manschettenknöpfe waren leuchtende Farbtupfer. Und sie erkannte sofort die Qualität seiner Schuhe. Pferdeleder, wie ihr Chef, Mr. Shearaz, sie auch zu tragen pflegte. Rudolpho sah prächtig und würdevoll aus. In ihrem grauen Kostüm kam sie sich umso unansehnlicher vor und fühlte sich noch unsichtbarer als am Vortag, als sie ihr Spiegelbild in dem Schaufenster in Alba betrachtet hatte.

Sie gingen los, spazierten durch die Gassen der Altstadt mit den herrschaftlichen Patrizierhäusern und kamen an Geschäften vorbei, deren Besitzer dabei waren, Markisen auszurollen und ihr Sortiment vor die Läden zu schaffen. Während sie vor sich

hinschlenderten, wärmte die Morgensonne allmählich ihr Gemüt. Dass sie ein ungleiches Paar abgaben, schien Rudolpho nicht aufzufallen und mit jedem Meter, den sie weitergingen, verfestigte sich bei ihr diese Überzeugung.

Sie waren erst wenige Minuten unterwegs, als er vor einem mächtigen, reich verzierten, zweiflügeligen Holztor eines Palazzo stehenblieb. Sie sah hoch und erkannte das Gebäude. Hier hatten sie am Vortag den Kaufvertrag abgeschlossen. Nur standen sie jetzt nicht vor der schlichten Tür zu den Räumen des Notariats.

Rudolpho schloss das prächtige Tor auf und sie folgte ihm durch einen Gewölbegang, durch den einst eine vierspännige Kutsche bequem hätte einfahren können. Am Ende der Durchfahrt öffnete sich ein Innenhof vor ihr. Renaissance, erkannte sie sofort. In einer Ecke ragte ein Turm mit fensterlosen Lichtöffnungen empor, in dessen Innerem sie eine Wendeltreppe erkannte. Über die Treppe erschlossen sich die zum Hof hin offenen Laubengänge im ersten und zweiten Stock. Sie betrachtete die Kreuzgewölbe der Gänge und die ebenfalls mit Schnitzereien verzierten Türen zu den dahinter liegenden Räumen.

„Es tut mir leid“, Rudolpho zog die Schultern hoch, „wir müssen in die Etage über den beiden Gängen mit

den Wohnungen. Einen Aufzug gibt es hier nicht.“ Er ging voraus, die Wendeltreppe vor ihr hoch, und schloss die Wohnungstür auf. Die Wohnung entpuppte sich als riesig und es schien ihr, als würde sie sich über die gesamte Grundfläche des Palazzo erstrecken. Joy vermutete, dass ihre ganze Wohnung in London allein im Eingangsbereich Platz finden würde. Die Räume glichen einem Museum. Antike Möbel, Bilder, Teppiche, polierte Leuchter – sie hatte keine Zeit, das alles aufzunehmen. Rudolpho führte sie über eine weitere Treppe auf eine Terrasse, die teils von einer Pergola verschattet war. Auf einem Tisch sah sie Geschirr, ein Honigglas und Marmeladentöpfchen. Unter einem Insektengitter lagen Hörnchen.

„Möchten Sie lieber Tee oder Kaffee, vielleicht einen Cappuccino?“, fragte er sie.

„Gern Cappuccino.“

Während Rudolpho zurück in die Wohnung ging, sah sie sich um. Die Terrasse bot eine großartige Aussicht über die Dächer von Bra und in das weite Umland. Außer dem Tisch und den beiden Stühlen befand sich nichts weiter hier oben, und so stellte sie in Gedanken einen großen Sonnenschirm, Sonnenliegen und Pflanzkübel auf – so wie sie es häufig in den Immobilienmagazinen, die am Empfang ihres Büros in

Kensington auslagen, bewunderte. Von absoluter Privatsphäre schwärmten die Begleittexte dann verheißungsvoll. Aber schon im nächsten Augenblick machte sich Ernüchterung bei ihr breit. Morgen Abend musste sie zurück. Diese Gewissheit versetzte sie in Panik. Wie könnte sie ihr Begehren nach Rudolpho erfüllen? Ihr blieben wenige Stunden, vielleicht nur bis zum Mittag. Wäre sie bloß gestern nach dem Vertragsabschluss gleich zurückgefliegen. Aber nein, sie hatte ja den Plan haben müssen, das Wochenende im Piemont zu verbringen – hatte sich in Alba herumgetrieben und angefangen, kindische Fantasien zu spinnen. Es hätte alles so einfach sein können – sofort zurück nach London und der Spuk wäre vorbei gewesen, wäre erst gar nicht entflammt. Sie überlegte vorzugeben, ihr sei nicht wohl, weswegen sie zurück ins Hotel müsse. Die Zeit bis morgen Mittag, bis zur Abfahrt zum Flughafen Malpensa, würde sie schon irgendwie herumbringen. Das wollte sie aber nicht, wollte nicht zurück. Sie wollte bleiben. In Italien. In Bra. Nein. Bei Notaio Dottore Pierini. Bei Rudolpho. Da erfasste sie eine Idee.

„Miss Knox“, riss Rudolpho sie aus ihren Gedanken, „es tut mir leid. Aber wir Italiener frühstücken ganz anders, als Sie es als Engländerin gewohnt sind. Bei uns gibt es meist nur einen Kaffee und vielleicht

ein Hörnchen dazu. Ich hoffe, das genügt Ihnen für den Anfang.“ Er stellte zwei Tassen Cappuccino auf dem Tisch ab.

„Danke. Genau darauf freue ich mich seit dem Aufstehen. Erlauben Sie mir im Gegenzug zum italienischen Frühstück einen britischen Beitrag, denn ich bin keine Engländerin, sondern Schottin. Aber beide sind bei der Anrede weniger förmlich und sprechen sich bevorzugt beim Vornamen an. Nennen Sie mich Joy.“

Rudolpho sah sie mit weit aufgerissenen Augen an. Dann streckte er ihr seine mächtige Hand entgegen. „Rudolfo“, donnerte seine Stimme. Statt die Hand zu nehmen, stieg sie auf die Zehenspitzen und gab ihm auf jede Wange einen Kuss.

Darauf herrschte Schweigen. Dann sprudelten sie beide los und ihre Worte sich überschlugen.

„Du zuerst“, sagten sie gleichzeitig.

Beide merkten, wie angespannt sie seit vierundzwanzig Stunden waren und wie der Druck von ihnen abfiel. Rudolfo schüttelte sich regelrecht vor Lachen.

Joy wandte sich ab, damit er nicht sah, dass ihr Tränen in den Augen standen. Warum reagierte sie so emotional? Es ist doch nichts weiter geschehen, sann sie. Dabei hatte noch nie ein Gefühl, eine Situation sie so aufgewühlt, so überwältigt. Zugleich verspürte sie

einen Ruck. War sie in ein neues Kapitel ihres Lebens eingetreten? Rudolpho trat vor sie hin und trocknete ihre Tränen mit einem blütenweißen, perfekt gebügelten Taschentuch. Wie das zu ihm, zu Dir passte, dachte sie. Selbst das Taschentuch war echt, statt aus Papier.

Die Stadtführung fiel aus. Erst gegen Abend verließen sie zum Abendessen die Wohnung. Am Sonntagmorgen gingen sie bei Joys Hotel vorbei, um ihr Gepäck abzuholen. Nachmittags fuhr Rudolfo sie zum Flughafen.

Nach dem Joy einige weitere, um ein oder zwei Urlaubstage verlängerte Wochenende in Bra verbracht hatte, kündigte sie die Stelle bei Holmes, Shearaz & Sexton, löste die Wohnung in London auf und zog zu Rudolpho.

Nur ein Schriftzug

Kurze Zeit später heirateten sie – ohne Gäste. Und genauso verlief ihr Leben: ganz aufeinander bezogen und fast unsichtbar für die Umgebung. Joy organisierte das Notariat, ohne in Erscheinung zu treten.

Rudolfos Erfahrungen hinsichtlich amouröser Erlebnisse waren ähnlich bescheiden wie Joys. Gemeinsam entdeckten sie den Zauber Eros – und dass sich jeder Raum der Wohnung für die Liebe eignete. Eines Tages bestellte Joy heimlich einen großen Sonnenschirm, zwei Liegen und hohe Pflanzen als Sichtschutz für die Dachterrasse. Als alles aufgestellt war, nahm sie Rudolpho abends bei der Hand und sagte: „Komm mit.“ Sie ging mit ihm nach oben und führte ihn in das grüne Paradies ein, das fortan zu den Orten ihrer Liebe zählte. Sie begehrten einander fast jeden Tag. Einmal, als sie alleine im Notariat waren, gestanden sie sich, nicht warten zu wollen – worauf der polierte Tisch im großen Besprechungssaal eine überraschende Nutzung fand.

Drei Jahre nach der Hochzeit beschlossen sie, Kinder zu wollen. Joy war inzwischen über dreißig, und beide fanden, dass sie bereit seien, Eltern zu werden.

Allerdings blieb es bei dem Wunsch. Untersuchungen erbrachten keinen Aufschluss darüber, warum Joy nicht schwanger wurde. Zusehends fanden sie sich mit dem Schicksal ab und orientierten ihr Leben neu. Joy beendete die Arbeit im Notariat und begann, sich um den Palazzo zu kümmern. Erhaltungsmaßnahmen hatten sich aufgestaut und mussten geplant und koordiniert werden.

Acht Jahre vergingen, da stellte Joy fest, mit ihrer Regel überfällig zu sein. Als sie weitere Veränderungen an sich beobachtete, ging sie zum Frauenarzt, der ihr zur Schwangerschaft gratulierte. Nicoletta Victoria Pierini kam genau zum vorherberechneten Tag gesund zur Welt.

Nicoletta war achtzehn Monate alt, als Joy plötzlich über unerträgliche Schmerzen klagte. Die Diagnose war erschütternd: Bauchspeicheldrüsenkrebs. Die Ärzte erläuterten dem Notaio ungeschminkt die Hoffnungslosigkeit der Lage, während Joy durch Schmerzmittel so sediert war, dass sie von alledem nichts mitbekam. Drei Tage später starb sie, während Rudolfo an ihrer Seite saß.

Ein richtiges Leben

„Als meine Mutter gestorben war, war mein Vater dreiundfünfzig Jahre alt. Unsere Haushaltshilfe übernahm für die nächsten sechzehn Jahre meine Betreuung. Das oberste Erziehungsprinzip meines Vaters galt meiner Selbstständigkeit. Angesichts seines Alters sollte ich früh lernen, auf eigenen Beinen zu stehen und Entscheidungen zu treffen. Als er die Pensionsgrenze erreicht hatte, arbeitete er einfach weiter. Ihm fehlte jede sonstige Perspektive für sein Leben. Lange habe ich ihn jeden Sonntag an das Grab seiner Frau, meiner Mutter begleitet, um frische Blumen darauf abzulegen. Das Ritual blieb mir all die Jahre fremd. Keinerlei Erinnerungen verbanden mich mit meiner Mutter. Für mich ist sie nur der Schriftzug ihres Namens auf dem Grabstein.

Kurz vor meinem dreiundzwanzigsten Geburtstag starb mein Vater. Damit stand ich allein da, mit einem noch nicht abgeschlossenen Master-Studium und einem Erbe, mit dem ich nichts anzufangen wusste. Das Testament sah vor, dass ich bis zu meinem siebenundzwanzigsten Geburtstag monatliche Zahlungen erhalte, die mir ein auskömmliches Leben

ermöglichen. Danach kann ich frei verfügen. Anscheinend habe ich die Rationalität meiner Mutter geerbt, wie eine Tante immer anmerkte. Die Räume des Notariats habe ich an einen Nachfolger meines Vaters vermietet. Die Wohnungen des Palazzo waren ohnehin vermietet. Und die Etage meines Vaters, die ich nie als Elternhaus empfunden habe, habe ich kurzerhand abgeschlossen – so wie sie war und bis heute unverändert ist – mit allen Möbeln, Bildern und allem Hausrat.

Wie du dir denken kannst, kenne ich all die Einzelheiten nur aus Erzählungen. Die Schwester meines Vaters hat mir über Jahre immer mehr vom Leben meiner Eltern erzählt. Ein Jahr nach dem Tod meines Vaters schloss ich das Studium ab und entschied nachzuholen, was ich bisher nicht erfahren hatte: die Welt und das Leben erleben, andere Menschen und Kulturen kennenlernen, reisen. Ich ließ Bra und mein bisheriges Leben hinter mir.“

Nach dem letzten Satz ließ sie sich in dem Sofa im Tischzimmer nach hinten fallen.

„Wenn ich es mir recht überlege, fing mein Leben erst an, als ich auf die Hotelfachschule in der Schweiz ging, oder“, sie zögerte, „vielleicht sogar erst vor einem Jahr, mit dem Umzug hierher, nach Hamburg.“

Während Nicolettas Erzählung hatte Paolo regungslos neben ihr gesessen. Jetzt sah er sie an. Noch nie hatte ihm jemand in solcher Intensität Einblick in Leben, in drei Leben, gewährt. Er hatte Nicolettas Schilderungen in Bildern vor sich. Und er sah, dass sie erschöpft war – und dass sie erleichtert zu sein schien.

„Komm, wir holen uns was zum Essen“, schlug sie abrupt vor. Er war noch in den Szenen gefangen und musste erst in das Tischzimmer zurückfinden. Nur langsam stand auch er auf und folgte Nicoletta in die Küche. Überrascht stellte er fest, wie viele Gäste sich inzwischen in der Wohnung aufhielten und feierten.

Beschützerinstinkt

Er holte frische Getränke. Nicoletta schenkte ihm zum Dank ein Lächeln. Sie aßen vom Büffet, statt die Häppchen auf die bereitgestellten Teller zu legen. Wie viel Kraft Nicoletta hat – und welche positive Ausstrahlung von ihr ausgeht, dachte er. Zugleich löste ihr Schicksal bei ihm Beschützerinstinkt aus. Diesen Wesenszug hatte er bisher bei sich nicht erkannt. Sie unterhielten sich noch lange zu zweit, bis sie sich auch den anderen Gästen zuwandten. Zugleich wuchs bei Paolo der Wunsch, Nicoletta so bald wie möglich wiederzusehen – allein.

Zwei Tage später saßen sie sich in einem chinesischen Restaurant zum Abendessen einander gegenüber.

„Morgen fliege ich nach Italien. Ich habe mir Urlaub genommen, um einige Dinge in Bra zu erledigen. Am Donnerstag komme ich zurück und würde mich freuen, wenn wir uns dann bald wiedersehen würden.“

Sie hatte sich diese direkte Art angewöhnt, seit sie verstanden hatte, von ihrem Vater zur Selbstständigkeit erzogen worden zu sein, und dass sie von ihm

nicht viel Unterstützung in Lebensfragen erwarten konnte. Taktieren war nicht ihre Art, um ans Ziel zu kommen.

„Wann kommst du zurück? Ich könnte dich am Flughafen abholen.“ Er wollte ebenso entschlossen klingen wie sie.

„Du hast doch kein Auto und müsstest mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Flughafen Fuhlsbüttel kommen. Was macht das für einen Sinn?“

„Dich sobald als möglich, wenn du zurück bist, wiederzusehen. Der früheste Moment ist der, wenn du in die Ankunftshalle trittst.“

Er hat Humor, ist spontan und fantasievoll, ging es ihr durch den Kopf.

„Ich komme über München und lande 19:35 Uhr. Wir könnten in eine Kneipe gehen oder“, sie überlegte einen Augenblick, „noch besser: Ich bringe Barolo, Käse und Salami mit. Wenn du frisches Weißbrot besorgst, könnten wir bei mir essen.“

Paolo holte Nicoletta mit einem Kleintransporter von Langhain Catering ab. Er hatte Geschirr ausgefahren und erlaubte sich auf dem Rückweg den Schlenker über Fuhlsbüttel. Schließlich war Nicoletta Mitarbeiterin des Unternehmens, rechtfertigte er die Zweckentfremdung des Fahrzeugs sich selbst gegenüber.

Als sie in die Ankunftshalle trat, sah sie ihn vor einer Informationstafel stehen und lesen. Sie schlich sich an und legte ihm von hinten die Hände auf die Augen. Das kostete sie Mühe, denn Paolo war deutlich größer als sie. Er rührte sich nicht. Sie umkreiste ihn und gab ihm einen zarten Kuss – auf die Lippen. Jetzt öffnete er die Augen und schien überrascht. Damit hatte er wohl nicht gerechnet, freute sie sich.

„Wie kommen wir nach Hause, ich habe leckere Sachen mitgebracht und großen Hunger“, sprudelte sie los. Überrascht, aber ohne einen Kommentar, stieg sie in den Transporter ihres Arbeitgebers. Auf dem Weg zur Wohnung erzählte sie von Bra, von ihrem Elternhaus, den Gesprächen mit den Mietern und dem Hausmeister, der sich um den Palazzo kümmerte – und von ihrem Besuch auf dem Friedhof am Grab der Eltern.

Teuflische Inszenierung

Nicoletta wohnte in Eppendorf, in einer Wohnung, die sie sich nur dank der Testamentsverfügung leisten konnte.

„Mache es dir bequem. Setz dich. Oder sieh dich um. Oder mach schon mal die Flasche auf.“

Mit einem gezielten Griff in den Koffer zog sie eine Flasche Barolo hervor und reichte sie ihm.

„Korkenzieher und Gläser findest du dort.“ Sie deutete mit dem Kinn in Richtung Küche.

„Ich gehe Duschen und bin gleich wieder da.“

Typisch italienisch, erfasste es Paolo – alles auf einmal, und das mit reichlich Temperament. Er orientierte sich in der Küche, entkorkte die Flasche, füllte zwei Rotweingläser einen Finger breit und stellte Flasche und Gläser im Wohnzimmer auf den Tisch vor dem Sofa. Dann sah er sich um. Sein Blick fiel auf zwei Fotos, die in Bilderrahmen auf einer Kommode standen. Das mussten ihre Eltern sein. Nicoletta sah ihrer Mutter ähnlich. Beiden Frauen fiel glattes schwarzes Haar, das wie Rabengefieder tiefdunkelblau und seidig glänzte, über die Schultern. Auch das runde Gesicht und die dunklen Augen waren identisch. Das

Dunkel der Haare und der Augen von Mutter und Tochter wurde durch die ungewöhnlich helle Haut beider betont. War das der schottischen Herkunft geschuldet? Der helle Teint war ihm schon am Abend bei Sonja aufgefallen – Nicoletta wirkte fast transparent auf ihn. Vom Rauschen der Dusche wurde er aus seinen Gedanken geholt.

Wenig später kam Nicoletta ins Wohnzimmer. Barfuß. Sie trug Jeans und ein weites weißes Herrenhemd, das wie ein aufgeblasener Ballon von ihr abstand. Sie nahm die Weingläser, reichte ihm eines und stießen mit ihm an.

„Danke, dass du mich abgeholt hast. Die Idee mit dem Transporter war meine Rettung. Ich sah mich bei dem Schmuddelwetter und der Dunkelheit nicht in der U-Bahn sitzen und heimfahren. Ehrlich gesagt, hätte ich uns auf ein Taxi eingeladen.“

Nach einem ersten Schluck und ohne eine Antwort abzuwarten, machte sie einen Schritt auf Paolo zu und küsste ihn. Ihre Zunge glitt über seine Lippen und fand ihren Weg, als er ihre Zärtlichkeit erwiderte. Sie nahm ihm sein Glas ab und stellte es zusammen mit dem ihren auf den niedrigen Tisch. Dann hob sie die Arme, verschränkte sie um seinen Nacken und küsste ihn erneut. Sie streckte sich ihm entgegen und presste ihren schmalen Körper gegen den seinen. Die

Berührungen seiner Hände entrissen ihr ein lustvolles Stöhnen. Als sie mehr spürte, erhöhte sie den Druck gegen sein Becken.

„Bleib heute Nacht hier“, flüsterte sie.

Es war fast Mitternacht, als sie den nächsten Schluck Wein bekamen, dazu Salami, Käse und Weißbrot – im Bett. Nicoletta war aufgesprungen und in die Küche gerannt, um ein Tablett fertigzumachen. Sie rief ihm zu, die Gläser und die Flasche ins Schlafzimmer zu holen. Auf dem Weg musste er die CD-Anlage gestartet haben. Sie vernahm George Michael.

Mit dem Tablett kam sie zurück ins Schlafzimmer. Er beobachtete, wie sie sich ohne Kleidung genauso unbefangen und lebhaft bewegte, wie angezogen. Ihre fast pergamentfarbene Haut erstaunte ihn abermals. Ihre glatten Schamlippen leuchteten unter einer Krone schwarzer, fester Schamhaare hervor. Was für eine teuflische Inszenierung – eine himmlische Huldigung ihrer Weiblichkeit, rauschte es in seinen Gedanken. Ihre Brüste saßen hoch und hatten die Form von Sandkegeln, die aus unterschiedlich großen Händen geflossen waren – die eine war geringfügig kleiner als die andere. Die Nippel waren rosa. Eigentlich nicht seine Reizfarbe. Bei Nicoletta war das anders. Bei ihr passte das, passte einfach alles zusammen. Er war hingerissen, fühlte sich in ein vergangenes

Jahrhundert versetzt, und betrachtete sie wie ein Malerfürst der Renaissance, der die luzide, ätherische Schönheit einer Nackten in seinem Bildnis einfig.

Sie blieb am Fußende stehen, wartete, und beobachtete, wie er sie betrachtete. Sie spürte die Blicke, die wie Strahlen ihren Körper abfuhrten. Sein Wohlbehagen konnte sie nicht übersehen. Lustvolle Schauer liefen ihr über die Haut – durchströmten sie.

Am nächsten Morgen stand er früh auf, schlich aus der Wohnung und brachte noch vor Betriebsbeginn und bei Dunkelheit den Transporter auf den Betriebs- hof von Langhain zurück. Den Freitag hatte sich Nicoletta frei genommen. Das wusste er und war darauf eingestellt. Er nahm die U-Bahn nachhause, zog sich um, steckte den Brief ein, den seine Vermieterin unter der Zimmertür hindurchgeschoben hatte, und schnappte sich das Fahrrad. Das Motorrad hatte er für den Winter stillgelegt. Im Eiltempo fuhr er zurück zu Nicoletta, nicht ohne bei einem Bäcker Halt zu machen und Franzbrötchen zu holen. Das Tageslicht dämmerte nur. Der Verkehr floss träge dahin, während er energisch in die Pedale trat. Gelegentlich sah er hoch zu den Möwen, die akrobatische Flugmanöver an diesem grauen Novembertag vollzogen. Trotz der niedrigen Temperatur, genoss er die frische Luft. Und er spürte Glücksgefühle und die Vorfreude

auf Nicoletta: Was würden sie die Tage bis Montagfrüh unternehmen?

Mit dem Schlüssel, den sie ihm am Abend hingelegt hatte, öffnete der die Wohnungstür. Es war still, als er die Wohnung betrat. Nachdem er sich am Vorabend in der Küche hatte orientieren können, fand er jetzt rasch alles, um ein Frühstück zuzubereiten. Dann ging er ins Schlafzimmer. Nicoletta lag auf dem Bauch und schlief. Er stellte das Tablett ab, setzte sich auf die Bettkante, schob eine Hand unter die Decke und begann, sie zu streicheln – sanft – von den Beinen hoch bis zum Nacken. Langsam wachte Nicoletta auf, drehte sich ihm zu, zog die Beine an und legte den Kopf in seinen Schoß.

„Guten Morgen“, brummte er leise.

Sanft drückt sie sich an ihn und gab ihm zu verstehen, wie sehr sie seine Zärtlichkeit genoss. Aber auch für ihn war das Fühlen ihrer Haut pure Wonne und Lust. Ein Hochgenuss.

„Das Frühstück ist fertig – möchtest du?“

Überfall

Nachdem sie gefrühstückt hatten, fiel ihm der Brief ein, der noch immer in seiner Hosentasche steckte. Er zog ihn heraus. Post von zuhause. Seine Familie meldete sich für Februar zu einem Besuch in Hamburg an. Augenblicklich fühlte er sich bedrängt. Und ganz typisch: Seine Mutter, die bei solchen Aktionen die treibende Kraft war, hatte darauf verzichtet, zu fragen, ob ihm ein Besuch überhaupt recht wäre. Nein. Der Besuch war ihm nicht recht. Weder jetzt noch im Februar. Er wollte das Geheimnis ihrer jungen, vielleicht noch zerbrechliche Liebe unversehrt lassen und für Nicoletta und sich selbst bewahren. Er ahnte, was andernfalls auf ihn herniedergehen würde: wohlwollend gemeinte, aber überflüssige Belehrungen und Warnungen.

Nicoletta hörte zu und verstand seinen Widerwillen, das Geheimnis ihrer noch unschuldigen Innigkeit zu lüften. Gemeinsam sannen sie nach Möglichkeiten, die Familie aufzuhalten oder zumindest den Termin zu verschieben – in der Hoffnung, ein erneuter Anlauf würde in Vergessenheit geraten. Ins Bett gekuschelt und mit Blick hinauf zu dem tristen Winterhimmel

über Hamburg erwogen sie, ob das Argument, dass der Februar ein denkbar schlechter Monat für einen Besuch an der Elbe sei, Aussicht auf Erfolg haben könnte. Aber Paolo hätte es besser wissen müssen. Seine Familie war nicht aufzuhalten und auf die Reise eingestellt, zumal er sich für Weihnachten in Perugia abgemeldet hatte. Er wollte Nicoletta die Feiertage über nicht allein lassen. Schließlich hatte sie keine Familie, zu der sie hätte fahren können. Außerdem wollte er mit ihr zusammen sein, und zusammen wollten sie den Jahreswechsel feiern, ihr erstes gemeinsames Silvester.

Fast eine Ewigkeit

Schließlich war es soweit. Paolos Familie reiste an, für eine ganze Woche, für eine Ewigkeit, wie es ihm erschien. Einige Male hatten sie mit ihrem Entschluss gehadert, ihre Liebe im Verborgenen zu halten, blieben aber bei ihrem Entschluss. Schließlich nahmen sie Abschied von einander, für eine ganze Woche, für eine Ewigkeit, wie auch Nicoletta fand. Sie vereinbarten, während der Tage nicht miteinander zu telefonieren, um ihre Sehnsucht nicht auch noch zu nähren.

So ist sie eben, meine Familie, sinnierte Paolo, als er allein war. Er versuchte, seine Verärgerung im Wissen darum, dass seine Familie in guter Absicht anreiste, zu beschwichtigen. Sie wollten sich vergewissern, dass es ihm an nichts fehlte und ihm gut ging.

Die Begrüßung vor der Pension, in der er die Eltern und seine Schwester eingebucht hatte, war herzlich. Im Anschluss überraschte er die Familie mit einem umfassenden Besuchsprogramm, einschließlich Ausflügen nach Lübeck, Bremen und einem Abstecher an die Nordsee. Wenigstens Ablenkung, tröstete er sich.

Schon nach einem ersten Bummel entlang der Außenalster begann seine Familie über das Wetter zu

schimpfen. Bei Paolo keimte eine Hoffnung: Vielleicht harren sie keine Woche aus? – und schämte sich sogleich für den Gedanken. Am zweiten Tag kam der Regen quer und ein scharfer Wind blies. Kaum hatte er den Frühstücksraum der Pension betreten, um die Familie abzuholen, setzte der Beschützerdrang seiner Mutter ein. Ein Lamento, wonach niemand in solch einem Klima überleben könnte und dass Paolo sofort nach Italien zurückkommen müsste, erhob sich. Selbst der Vater, der sonst nur selten Position bezog, stimmte zu. Wieder schwante Paolo die Chance einer vorzeitigen Abreise seiner Familie. Statt auf das Lamento einzugehen, stellte er den Plan für den Tag vor.

Zunächst stand eine Hafenrundfahrt an – ein Pflichtpunkt, wie er klarmachte. An den Landungsbrücken wollten sie eines der Ausflugsboote besteigen. Als die Mutter den Wellengang sah und der Wind über das offene Wasser noch stärker wehte als zuvor, meldete sie Bedenken an: Vermutlich fahren die Schiffe gar nicht. Auch seine Schwester klagte und führte an, ihr würde bei dem Geschaukel sicherlich schlecht werden. Damit fiel die Hafenrundfahrt aus. Paolo gestand sich, ebenfalls erleichtert zu sein. Auch er war sich nicht sicher, ob nicht auch er seekrank geworden wäre. So gingen sie zum Dom, dem Michel, wo sie sich umsahen und aufwärmten. Dann

erschallte der Ruf nach Mittagessen. Aber bitte Pasta, nichts Einheimisches, darin war sich seine Familie einig. Paolo ärgerte diese Ignoranz. Zugleich wusste er, dass die Forderung nach Pasta keine Ablehnung fremden Essens war, sondern Ausdruck einer tief verwurzelten Heimatverbundenheit, die ständig genährt werden wollte. Anzeichen einer vorzeitigen Abreise konnte er zu seinem Leidwesen aber nicht erkennen.

Als er abends erschöpft in sein Zimmer kam, erwog er, die Vereinbarung, nicht zu telefonieren, zu brechen. Aber er rief Nicoletta doch nicht an.

An den Folgetagen wurde das Wetter besser, und die Ausflüge nach Lübeck und vor allem an die See ließen bei seiner Familie ein gewisses Verständnis dafür aufkeimen, warum er gern in Deutschland, noch dazu fast am nördlichsten Ende, lebte. Dennoch kam noch mehrmals die Forderung auf, er solle doch bald wieder nach Italien, nachhause, zurückkehren.

Als Paolo mittwochabends heimkam, hoffte er, dass vielleicht Nicoletta das Telefongelübde gebrochen und ihm eine Nachricht auf den Anrufbeantworter gesprochen hatte. Das Gerät zeigte aber nichts an. War der Anschluss gestört? Er nahm den Hörer ab, und hörte das Freizeichen. Sie hielt sich an die Verabredung, schmunzelte er. Am nächsten Abend, nachdem er sich von der Familie verabschiedet hatte,

kannte er aber kein Halten mehr. Er fühlte sich wie ein liebeskranker Hund, verging vor Sehnsucht nach Nicoletta, wollte ihre Stimme hören, und ihr ein bisschen vorjammern. Kaum hatte er sein Zimmer betreten, legte er sich mit dem Telefon auf dem Bauch aufs Bett – und fiel in einen Tiefschlaf. Irgendwann nachts, wachte er auf, mit dem Telefon immer noch auf dem Bauch. Da erinnerte er sich daran, dass er Nicoletta hatte anrufen wollen. Aber es war zu spät. Er stand auf, stellte das Telefon zurück auf den Schreibtisch – und sah das rote Blinklicht des Anrufbeantworters flackern: eine Nachricht. Er jubelte. Auch sie hatte sich nach ihm gesehnt und nicht durchgehalten. Aufgeregt drückte er die Abspieltaste. Zuerst ertönte wie immer seine Ansage: „Buon giorno. Hier Paolo, bitte hinterlassen Sie eine Nachricht.“ Seine Ansage kam ihm sinnlos lag vor, beraubte sie ihn doch wertvoller Sekunden, bis er endlich ihre Stimme hören würde. Und dann hört er sie endlich, die Nachricht.

„Oh, ein neuer Name bei meinem Lieblingsitaliener“, worauf Paolo ein Lachen hörte. Dann: „Also gut. Hier Jens. Wir brauchen bitte vier Pizzen, die erste mit ...“ Es folgte eine Beschreibung der Pizzen. Die Ansage endete mit Jens Mitteilung, die Pizzen in vierzig Minuten abzuholen.

Da hast du dich verwählt, mein Lieber. Paolo wusste nicht, ob er lachen oder heulen sollte. Er beschloss, bis zur Abreise seiner Familie, übermorgen, nicht nochmals einen Anruf bei Nicoletta einzuplanen. Das Schicksal hatte es so gewollt.

Am Samstagmorgen fiel feiner Nieselregen. Der Himmel war trüb, die Luft nebelverhangen. Ein kühler Wind drang durch die Kleidung und ließ alle frösteln. Die Verabschiedung vor der Pension fiel kurz aus. Alle waren froh, dass die Tage vorüber waren, auch wenn für Paolo nicht das Schmuddelwetter der Grund war. Während er dem davonfahrenden Wagen nachsah und winkte, machte sich ein Gedanke in ihm breit: Er war sich sicher, seine Familie würde ihn hier nicht nochmals besuchen. Diese Erkenntnis stimmte ihn geradezu euphorisch.

Kaum war das Fahrzeug mit dem italienischen Kennzeichen außer Sichtweite, schaute er sich nach einem Taxi um. Die Kosten dafür lagen eigentlich über seinem Budget. Das war ihm jetzt egal. Er wollte nur eines: so schnell wie möglich zu ihr – zu Nicoletta.

Sie hatte ihn noch nicht so früh erwartet, lag noch im Bett, als es klingelte. Mit dem Summer öffnete sie die Haustür, ließ Paolo in das Treppenhaus und wartete an der Wohnungstür. Als sie ihn durch den Spion sah, öffnete sie die Tür gerade so weit, dass er zu ihr

in die Wohnung schlüpfen konnte. Kaum war er in der Diele und die Tür geschlossen, legte sie ihre Arme um ihn, drückte ihren nackten Körper an seinen feuchten Trenchcoat und schlang ihr rechtes Bein um seine linke Wade. Keiner sagte ein Wort. Dann küßten sie sich und Nicoletta fing an, die Knöpfe seines Mantels zu öffnen.

Fatale Entscheidung

Über einige weitere Monate hinweg, hielten sie ihre Liebe im Verborgenen. Im Sommer fuhren sie schließlich mit dem Motorrad nach Italien, und Paolo stellte Nicoletta seiner Familie und den Freunden, allen voran Francesco, vor. Nach Tagen in Perugia fuhren sie weiter und erkundeten den Süden, Apulien, Basilikata und Kalabrien, wo keiner von ihnen bisher gewesen waren.

Zurück in Hamburg beschlossen sie, nach Abschluss von Paolos Dissertation nach Italien zurückzukehren. Die Reise bis tief in den Süden, hatte Heimweh bei ihnen entfacht. Mit einem Fest verabschiedeten sie sich von den Menschen, die ihnen an Alster und Elbe lieb geworden waren. Nicoletta und Paolo waren sich sicher, die Zeit in Hamburg für immer in sich zu tragen, hatte die Stadt ihnen doch so viel Kostbares geschenkt, wie sie fanden.

Sie heirateten in Perugia und zogen nach Mailand. Nicoletta nahm eine Stelle bei einem Lebensmittelunternehmen an. Paolo trat in ein Forschungsinstitut für Geo-Risiken ein. Häufig war er auf Dienstreisen, meist waren es Exkursionen. Nicoletta freute sich für

ihn – über seine beruflichen Erfolge und beneidete ihn glühend um die Eindrücke, die er auf Reisen in die entlegensten Regionen, in Gebirge, Wüsten, sogar an die Pole, sammelte. Auf die meisten seiner Reisen hätte sie ihn gern begleitet. Aber Paolo weigerte sich standhaft, sie mitzunehmen. Gelegentlich waren es die politischen Umstände, meist aber die klimatischen oder geografischen Bedingungen, die ihm als zu gefährlich erschienen.

Wenn er später, nach Nicolettas Tod, an all das und die Zeit und ihr gemeinsames Leben in Hamburg und Mailand, und ihre Pläne und Träume, und ihre Liebe zurückdachte, kam es ihm immer vor, als sei das alles gestern gewesen.

Irgendwann hatte er angefangen, Rudolfo Pierini, Nicolettas Vater, seinen Schwiegervater, den er nie kennengelernt hatte, zu verstehen. Der Notar hatte nach dem Tod seiner Frau Joy, Nicolettas Mutter, seiner Schwiegermutter, die er auch nie kennengelernt hatte, nichts mehr mit dem Leben anzufangen gewusst. Auch er, noch nicht einmal Mitte dreißig, bewegte sich seit Nicolettas Tod in einem sinnentleerten Raum aus Zeit und Sein. Und statt, dass die Zeit die Wunden heilte, breitete sich die Leere in ihm immer weiter aus. Niemals hätte er nachgeben und Nicoletta auf die Reise mitnehmen dürfen. Es war eine

Entscheidung mit fatalen Folgen, eine fatale Fehlentscheidung.

Fluchten II

Argwohn	163
Verrat	166
Klarheit und Wahrheit	181
Planlos	189
Delikates und Eskapaden	197
Angekommen	201
Regenklopfen	204
Verzeihliche Notlüge	212
Nachfassen	222
Die Zeit galoppierte	227
Wespennest	231
Trügerische Glückseligkeit	235
Irrgarten der Nachrichten	241

Argwohn

Die Ereignisse während des Sommerfests am See und wenig später die Beobachtung ihrer Mutter, im Garten mit Anton, lösten bei Taraneh Skepsis aus. Nein. Sie hegte einen Verdacht und ihre Eltern gerieten ins Visier ihres Argwohns. Mit ihrem Schicksal als Einzelkind hatte sie sich abgefunden. Aber warum hatten ihre Eltern überhaupt ein Kind? Das Leben bot ihnen doch ausreichend Abwechslung. Wozu da ein Kind? Und wäre ihnen ein Sohn, ein Stammhalter, lieber gewesen?, grämte sie sich. Je länger sie nachdachte, umso mehr haderte sie damit, was sie tatsächlich über ihre Eltern wusste. Tanzte ihre Mutter auf Geschäftsreisen auch eng umschlungen mit anderen Männern und verschwand für eine Weile in fremden Zimmern? Seit der Beobachtung Julias, die nur zwei Kleidungsstücke ausziehen musste, um nackt in den See zu springen, sah sie in Lilli vor allem die Frau, statt die Mutter. Eine attraktive Frau, die sich absichtsvoll kleidete und ihre Ausstrahlung bewusst einsetzte.

Und ihr Vater. Führte er ein Doppelleben? Hat er Affären, mit seiner Sekretärin oder mit einer von Lillis Freundinnen? Das wären die Klassiker.

Wie Pfeilspitzen bohrten die Fragen in ihr. War der Argwohn falsch, übertrieben? Die Eltern vieler Freunde waren geschieden, oder eines Tages war aufgefliegen, dass ein oder beide Elternteile Affären hatten. Warum sollte das bei Lilli und Anton anders sein? Immer wieder verfiel sie in einen Zustand der Verärgerung und wurde regelrecht wütend – während Lilli und Anton das Leben zu genießen schienen, schon ab dem frühen Morgen, wenn Lilli wie immer nackt in die Küche lief um Kaffee für Anton und sich ins Bett zu holen.

Ihre Fantasie drehte sich gleich einem Karussell, das sie nicht anzuhalten vermochte. Über Monate beobachtete sie voller Misstrauen ihre Eltern und suchte nach Gelegenheiten, sie zu entlarven, bis sie auf einmal die Ursache ihrer Besessenheit erkannte. Lilli und Anton hatten sich als Mitstreiter der späten 1960er Jahre Unabhängigkeit von der Generation ihrer Eltern erkämpft. Sie haben sich abgegrenzt und neue, eigene Werte bestimmt. Das Verhältnis zu ihren Eltern, zu Lilli und Anton, war dagegen freundschaftlich, keine belastete Eltern-Kind-Beziehung. Es gab nichts, wovon sie sich hätte abnabeln, abgrenzen müssen oder

wollen. Dabei spürte sie Sehnsucht nach einer eigenen Generationenidentität.

Sie gestand sich, dass das Beziehungsleben ihrer Eltern von Harmonie und Hingabe erfüllt war. Nichts Bizarres, nichts Geheimnisvolles verbarg sich hinter dieser Ehe. Wie spießig, ihr Resümee. Hatte sie sich gewünscht, dass auch über ihrer Familie etwas Verborgenes schwelte, etwas Skandalöses, Anrühiges oder Verruchtes, ein Geheimnis – um Reibung, eine Konfliktfläche zu haben, über die sie sich hätte abgrenzen können?

Sie wusste nicht, wie sie mit ihrer Erkenntnis umgehen sollte. Dafür nistete sich eine Idee bei ihr ein. Sie entschied, in keinem Fall in München zu studieren, sondern nach dem Abitur räumlichen Abstand zu suchen und einen eigenen Lebenskosmos zu begründen.

Verrat

Irgendwann begannen Lilli und Anton, Kurzreisen zu zweit zu unternehmen. Sie fanden, Taraneh sei mittlerweile alt genug, ein oder zwei Tage und Nächte alleine zurecht zu kommen. Auch Taraneh fand das in Ordnung. Meist übernachtete dann Lena bei ihr.

Diesmal sollte es Wien sein. Lilli schlug Taraneh vor, für Samstag Freunde zum Grillen einzuladen.

„Das Wetter soll toll werden. Ich mache den Kühlschrank voll.“

Neben Lena und Manon waren auch einige andere aus der Schule gekommen, und natürlich Christiaan, der seinen jüngeren Bruder Korbinian mitbrachte. Alle zusammen bereiteten sie Salate vor, und zwei Schulkameraden wurden zu Grillmeistern erkoren, die die Runde mit Würstchen, Fleischspießen und gegrilltem Gemüse versorgten. Im Kühlschrank standen Bier, Wein, eine Flasche Gin, und Tonic-Fläschchen. Alles fand den Weg auf den Tisch im Garten.

Die Stimmung wurde immer heiterer und die Gespräche unübersichtlicher. In diesem Durcheinander

schlich sich Christiaan früh davon. Er fühlte sich von einer Erkältung angeschlagen.

Wenig später stellte die Runde fest, dass auch Lena und Paul irgendwie verschwunden waren. Es war nach Mitternacht, als die beiden Abtrünnigen unter großem Gejohle der Runde aus einer Ecke des Gartens wieder auftauchten. Irgendwann setzte schließlich Aufbruchstimmung ein.

Korbinian, der den kürzesten Heimweg hatte, bot an, beim Aufräumen zu helfen. Das Angebot nahm Taraneh gerne an. Tisch und Küche glichen einem Schlachtfeld. Die Zeugnisse eines vitalen Abends – Geschirr, Besteck, Gläser, Papierservietten, Grillsaucen und leere Flaschen – standen herum.

Korbinians Angebot machte sie aber auch nervös. Es war ein aufregendes, ein herausforderndes Angebot, denn seit einiger Zeit beobachtete sie ihn mit verändertem Blick. Korbinian imponierte ihr. Seit dem Vorfall mit der Mutter, war er reif geworden. Taraneh sah, wie er Verantwortung übernahm, mehr als sein älterer Bruder Christiaan. Und noch etwas hatte ihre Sicht auf Korbinian verändert. Sie fand ihn richtig gutausehend und anziehend.

Sie redeten kaum, während sie Ordnung schafften. Und während sie das taten, verspürte sie ein

Kribbeln. Sie hatte Lust, Korbinian zu berühren, wollte ihn spüren.

Als alles fertig war, standen sie einander gegenüber.

„Danke für die Hilfe.“ Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und gab ihm auf jede Wange einen Kuss. Beim zweiten Kuss verharrte sie länger als nötig – und spürte, wie sich Hände auf ihre Hüften legten. Ihre Lippen glitten zu Korbinians Ohrläppchen und begannen daran zu saugen. Überrascht drehte Korbinian ihr den Kopf zu – worauf sich ihre Lippen berührten. Ihre Zunge glitt über seine Lippen, bis ihrer beider Zungen begannen, miteinander zu spielen. Erst vorsichtig, dann mutiger.

„Hast du Lust, in den Pool zu gehen?“, hauchte sie. Die Frage klang eher wie eine Aufforderung. „Es ist noch so warm.“

Das hatte sehnsüchtig und verheißungsvoll geklungen. „Meinst du jetzt? Ich habe keine Badehose dabei.“

Sie nahm seine Verunsicherung wahr. „Brauchst du nicht.“ Sie hatte unbekümmert klingen wollen, merkte aber, wie ihre Stimme vor Aufregung piepste.

„Und wenn deine Eltern kommen?“

Sie sah ihn an, fast genervt. Kapierte er denn gar nichts?

„Die sind in Wien. Kommen erst am Abend zurück. Komm jetzt“, rief sie und lief Richtung Schwimmbecken.

Zögerlich folgte er ihr. Sie hatte das Unterwasserlicht eingeschaltet. Ausgezogen lief sie die Stufen hinunter ins Wasser. Sie sah, wie er sie ansah und erkannte seine Hilflosigkeit.

„Komm rein, hier ist es wärmer als an der Luft.“

Darauf war auch er im Handumdrehen nackt und kam so schnell er konnte nach. Nicht, weil er auf das, was ihn vielleicht erwarten würde, neugierig war, sondern weil er sich genierte. Sie schwamm auf ihn zu und küsste ihn. Ihre Körper berührten sich. Er wollte ihre Brüste streicheln. Sie umklammerte ihn aber und fixierte seine Hände zwischen ihren Körpern.

„Ich will mit dir schlafen. Heute Nacht. Jetzt.“

Er lachte. „Willst du mich verarschen? Ich habe noch nie mit einem Mädchen geschlafen. Und ich glaube auch den meisten in der Schule nicht, wenn sie mit ihren Erfahrungen prahlen.“

„Ich habe auch noch nie mit einem Jungen geschlafen, möchte es aber gern. Ich glaube, mit uns beiden könnte es gut passen.“

„Hast du dir das schon länger überlegt?“

„Nicht konkret. Irgendwann ist es eben das erste Mal. Du gefällst mir, und ich habe das Gefühl, dass es jetzt sein soll. Der Einstieg ist vielleicht nicht sehr romantisch. Aber vielleicht ist es ganz lustig und spannend so, oder?“ Sie merkte, dass er verstand, wie ernst es ihr war.

„Wie sieht dein Plan aus?“ Ihm war mulmig. Zugleich war seine Neugier geweckt. Er merkte, wie sie beide zitterten. Wohl nicht vor Kälte, sondern vor Aufregung.

Sie ließ ihn los, machte ein paar Züge zur Treppe hin, und stieg aus dem Wasser. „Komm, wir gehen Duschen, uns aufwärmen.“

Er kam ihr nach. Im Laufen griff er nach seinen Kleidungsstücken, und rannten durch die Dunkelheit ins Haus. Unter der Dusche wärmten sie sich auf.

Dann hatte Taraneh es eilig. Sie verließ als Erste die Dusche, deutete auf ein Handtuch für Korbinian und begann sich abzutrocknen. Als er ihr das Handtuch abnehmen und die Wassertropfen zärtlich abtupfen wollte, sagte sie „Jetzt nicht. Trockne dich ab und komm.“

Noch etwas feucht schlüpfen sie in das schmale Bett. Abermals begann er sie zu streicheln und wollte ihre Brüste küssen, aber das war nicht, was sie wollte. Sie wollte nur eins – jetzt ihre Jungfräulichkeit

verlieren. Ja loswerden. Sie wollte endlich zum Kreis der Wissenden gehören, wie ihre Mutter das bei dem Spaziergang genannt hatte. Sie langte zu dem Regal über ihrem Bett, griff nach einem der Kondome, die ihre Mutter ihr nach dem Spaziergang zugesteckt hatte und reichte es ihm.

„Du bist dran.“

Sie beobachtete ihn sich das Kondom überstreifen und dachte an nichts. Sie wollte nur, dass er zu ihr kam, in sie eindrang. Korbinian kam zu ihr. Keiner sagte etwas. Er bewegte sich, wie sie das in Filmen gesehen hatte. Schnell kam er zum Höhepunkt und alles war vorbei.

Beide waren sie überrascht. „Pass bloß auf, dass das Ding nicht abrutscht und hängen bleibt.“ Plötzlich war sie nervös. Sie legten sich neben Korbinian und starrten an die Zimmerdecke. War es das?

„Ich bring das Ding weg“, hörte sie ihn sagen.

Dann redeten sie eine Weile, bis sie eine neuerliche Erektion bei Korbinian bemerkte. Sie zog einen zweiten Versuch in Erwägung. Eventuell würde sie dann mehr spüren, würde vielleicht einen Orgasmus bekommen. Sie entschied sich dagegen. Für die hochgepriesenen Erregungszustände müsste vielleicht doch eine andere Stimmung herrschen, mutmaßte sie. Sie wollte jetzt nur eines. Allein sein.

„Ich glaube, es wäre besser, wenn du jetzt gehst.“

Er nickte. Sie hatte das Gefühl, dass er froh war, zu gehen, gehen zu können – auch wenn es defacto ein Rauswurf war. Mit einem beklommenen „Gute Nacht“ verließ er ihr Zimmer. Kurz darauf hörte sie die Haustür ins Schloss fallen.

Sie rollte sich unter der Bettdecke zusammen, das Gesicht zur Wand – und verspürte ein schlechtes Gewissen. Verrat lag in der Luft: Nicht, weil sie nicht Christiaan, ihren engsten Freund, für das Erste Mal, für ihre erste Nacht ausgewählt hatte, sondern weil sie Korbinian benutzt hat. Er hatte keine andere Wahl gehabt, als mit ihr zu schlafen. Das wusste sie nur zu gut.

Erst am Morgen fiel ihr auf, dass sie keine Blutung gehabt hatte. Davon war in Aufklärungsbüchern und in schauerlichen Berichten in der Schule die Rede gewesen. Ihr Resümee: Ihr erstes Mal war in jeder Weise spurlos an ihr vorübergegangen. Darauf ließ sie sich ein Jahr Zeit bis zu einem neuerlichen Anlauf zur Entdeckung der Liebe. Der fiel dafür umso vielversprechender aus und mündete in ihrer ersten Beziehung – mit Philipp. Der war drei Jahre älter als sie, und studierte schon.

Aus der Verborgenheit des Dunkels

Zwei Jahre nach dem Fest am See, machten Lena, Manon und Taraneh Abitur. Taraneh wusste genau, was sie studieren würde – Biologie. Sie wollte wissen, wie die Natur die Dinge zusammenfügte. Und noch etwas wusste sie unverändert genau. In keinem Fall würde sie in München studieren. Sie war sich sicher, dass ihre Heimatstadt ihre nicht ihre unbestimmten Erwartungen und Sehnsüchte an ein Studentenleben einlösen würde. Natürlich hätten ihre Eltern ihr auch in München ein unabhängiges Leben, mit eigener Wohnung zugestanden und finanziert. Darum ging es ihr aber nicht. Sie wollte mehr. Neues erkunden, andere Menschen kennenlernen und mit Lebensalternativen spielen und experimentieren. Dazu passten keine Menschen, die sie bisher begleitet haben, die sie kannten und denen gegenüber sie Rechtfertigungsdruck verspüren könnte. Nicht dem Hauch eines Gefühls, sich erklären zu müssen, wollte sie Raum lassen. Sie verglich ihr Vorhaben mit einem Theater. Aus der Verborgenheit des Dunkels einer Loge wollte sie die Geschehnisse im Zuschauerraum und auf der Bühne heimlich und unbeobachtet beobachten. Und

auf der Bühne, der Bühne des Lebens, wollte sie sich in Szene setzen und dabei nur insoweit Zuschauer zulassen, wie sie das selbst bestimmen oder gar provozieren würde.

Sie begann, sich mit der Wahl ihres Studienortes zu befassen. Auf Philipp musste sie keine Rücksicht nehmen. Der studierte ohnehin nicht in München, sondern in Aachen. Dorthin wollte sie aber in keinem Fall. Sie beschloss, sich auf klassische Universitätsstädte zu konzentrieren. Münster war ihre erste Überlegung. Einmal war sie mit ihren Eltern dort gewesen. Die Atmosphäre, mit den vielen Fahrrädern, hatte ihr gut gefallen, und die Distanz nach Aachen, zu Philipp, wäre gering gewesen. Die große Entfernung, vor allem nach Süden, in Richtung Mittelmeer und in die Berge, hatte sie dann von dem Standort abrücken lassen. Sie erwog Heidelberg. Das erschien ihr aber zu süßlich, zu kitschig und zu touristisch. Ihre Wahl fiel auf Freiburg.

Auch Lena entschied sich, in Freiburg zu studieren. Taraneh war sich nicht sicher, ob sie es gut finden sollte, dass sich Lena ebenfalls für Freiburg entschieden hatte. Aber was sollte sie tun? Sie konnte es ihr nicht verbieten, und nachgelaufen war Lena ihr auch nicht. Sie hatte niemandem von ihrer Entscheidung erzählt. Vielleicht, überlegte sie dann, wäre es

zugleich gut, zumindest einen Menschen in einer ihr ansonsten fremden Stadt zu kennen.

Schon im September, noch bevor das Semester begann, bezog sie ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft. Das Zimmer stand ihr für ein Semester zur Verfügung. Das erschien ihr ideal. So konnte sie sich in Freiburg orientieren, bevor sie sich für eine endgültige Bleibe entscheiden würde.

In der Anfangszeit fuhr sie gelegentlich nachhause, mit dem Zug, oder Philipp machte den Umweg und holte sie mit dem Auto ab. Bei anderen Gelegenheiten kam er für einige Tage zu ihr in den Breisgau. Das Dreieck Aachen-Freiburg-München wurde ihr aber bald zur Last. Anlässlich von Unternehmungen in Freiburg, ohne Philipp, fühlte sie sich zunehmend angespannt. Sie fing an, Druck zu empfinden und sich Philipp gegenüber rechtfertigen zu müssen. Aber beides wollte sie nicht, weder Druck verspüren, noch sich rechtfertigen. Zudem fühlte sie sich ständig auf dem Sprung: Alleine nach München fahren, oder Philipp kam sie Abholen, um zusammen nachhause zu fahren. Ständig war sie auf Achse. Das musste sich ändern, beschloss sie.

Klarheit und Wahrheit

Ende November machte sie aus ihrer Anspannung kein Hehl mehr. Sie erläuterte Philipp ihre Not. Er beschwichtigte sie, erinnerte sie daran, noch nie Rechenschaft von ihr darüber verlangt zu haben, was sie wann und mit wem unternommen hatte oder plante. Am 22. Dezember fuhr sie mit Lena mit dem Zug für die Weihnachtstage nach München. Taraneh freute sich auf ihre Eltern, auf gemütliche Tage zuhause, und auf das Wiedersehen mit Christiaan und anderen Freunden. In ihrer Vorfreude fehlte allerdings einer. Philipp. Sie spürte ihn nicht mehr. Für ihn war kein Platz mehr in ihren Gedanken.

Sie vertraute sich ihrer Mutter an. Lilli riet ihr, auch in Liebesdingen immer in Klarheit und Wahrheit zu handeln.

„Konflikte entstehen häufig durch aufgestaute Emotionen. Daraus können Widerstände, im Extremfall sogar Aggressionen entstehen, die andere überumpeln, wenn sich die Gefühle unerwartet und unkontrolliert entladen. Lass es nicht so weit kommen. Sprich mit Philipp. Erkläre ihm die Lage. Er wird es vielleicht nicht verstehen, was du akzeptieren musst.

Er muss aber auch deinen Willen respektieren“, lautete ihre Empfehlung. „Und wenn du einen neuen Freund haben solltest, so sei so ehrlich und hab den Mut, es ihm zu sagen.“

Auf der Zugfahrt hatte sie auch mit Lena darüber gesprochen ob sie Philipp reinen Wein einschenken sollte. Sie musste es tun. Auch wenn sie ihm damit das Fest verderben würde.

Mit dem Rat ihrer Mutter im Kopf, legte sie sich für das Wiedersehen mit Philipp am nächsten Tag, am dreiundzwanzigsten, eine Strategie zurecht. Sie würde behutsam vorgehen und ihn schonend auf das Ende ihrer Beziehung hinführen. Sie schlug das Café am Weihnachtsmarkt in Schwabing als Treffpunkt vor. Das erschien ihr neutrales Terrain. Sie stand vor dem Café, als sich Arme von hinten um ihre Taille legten. Sie wusste, dass es Philipp war. Sie drehte sich zu ihm um – und sah in seine strahlenden Augen.

„Ist das nicht wunderbar hier“, sprudelte es aus ihm, während seine Augen auf die bunten Buden gerichtet waren. Dann gab er ihr einen Kuss.

„Lass uns reingehen und mit Prosecco anstoßen, bevor wir über den Markt bummeln.“

Jetzt wusste sie, dass sie ihren Plan ändern musste.

Im ersten Stock, mit Blick über den Markt, fanden sie einen freien Tisch. Reger Betrieb herrschte um sie

herum. Die Geräuschkulisse aus Stimmen, Geschirrkloppern und Hintergrundmusik war hoch.

„Ich nehme lieber etwas Warmes zu trinken. Einen Cappuccino.“ Sie hoffte, mit dem Verzicht auf Prosecco, dass auch Philipp auf Alkohol verzichten und sein Überschwang sich legen würde. Es dauert eine Weile, bis sie ihre Bestellungen aufgeben konnten. Derweilen hielt Philipp ihre Hand.

Keiner sagte etwas. Sie sah nach draußen, hinunter zum Markt, zu den bunten Lichtern der Verkaufsstände und Glühweinbuden. Es hatte angefangen zu schneien. So ein Mist, quälte sie sich. Die perfekte Stimmung für ein verliebtes Paar. Sie war aber nicht mehr verliebt. Sie wollte nur eins. Weg. Ganz schnell. Sie konnte sich nicht erklären, was passiert war. Philipp hatte nichts falsch gemacht. Er hatte ihr auch diesmal angeboten, den Umweg über Freiburg zu fahren und sie und Lena abzuholen. Er war immer gut drauf, witzig, manchmal frech, hatte Humor und manchmal eine heitere Portion Ironie. Sie hätte viele ehrenwerte Gründe aufzählen können, warum Philipp ein liebenswerter Mensch war. Aber vielleicht war es genau das, was ihr gefehlt hatte, ihr fehlte: Reibung, Auseinandersetzung, und sich wiederfinden. Wie sollte das funktionieren, wenn sie durch fast fünfhundert Kilometer getrennt voneinander lebten? Sie

müssten ja nicht zusammenwohnen. Aber in der gleichen Stadt leben, sich kurzfristig sehen können, ausgehen, Ausflüge unternehmen oder zusammen kochen. Und spontan miteinander schlafen. Sex genießen, wenn sie Lust darauf hatten, statt wenn sie sich an Wochenenden sahen, müde von der Fahrerei und unter Zeitdruck, weil die Zeit knapp war und beide ihren Familien gerecht werden und Freunde treffen wollten. Sie wollte frei sein, und keine Verpflichtungen an einem anderen Ort, als an dem, an dem sie lebte. Sie wollte nicht ihre Vergangenheit vergessen, auslöschen. Sie wollte aber unbeschwert in die Zukunft blicken, blicken können, Neues entdecken. Sie fing an zu sprechen. Alles platzte heraus, die Gefühle bahnten sich ihren Weg.

„Philipp. Es tut mir leid. Ich kann das mit uns nicht mehr. Ich mag dich. Du warst immer ehrlich zu mir. Aber ich will keine Beziehung mehr mit dir. Ich meine, eine Paarbeziehung – und auch mit jemand anderem.“

Sie sah ihn an. Philipp sagte kein Wort. Sie erkannte, wie überrascht er war. Nicht das kleinste Signal hatte ihn auf die Situation vorbereitet. Sie konnte es deutlich sehen.

„So. Jetzt ist es raus. Ich bin froh. Philipp. Es tut mir leid. Wirklich. Schon seit Tagen trage ich das mit mir

herum. Ich habe überlegt, es dir erst nach Weihnachten zu sagen. Das wäre aber unfair von mir gewesen.“

Würde sie jetzt anfangen zu weinen? Nein. Stattdessen spürte sie Erleichterung. Sogar Kraft und Zuversicht. Ein bisschen war sie auch stolz darauf, das Thema ohne Umschweife ausgesprochen zu haben. Egal wie sensibel sie es verpackt hätte, so oder so war es ein Tiefschlag für ihn.

Philipp sagte weiterhin nichts.

„Wir kennen uns schon eine ganze Zeit, und ich würde mich sehr freuen, wenn wir Freunde blieben. Natürlich würde ich es verstehen, wenn du erst mal eine Zeitlang Abstand haben möchtest.“ Sie machte eine Pause, den Blick auf ihre Tasse gerichtet, die sie mit beiden Händen umfasst, vor sich hielt.

„Ich war sehr verliebt in dich, und du hast mir“, jetzt fuhr sie flüsternd fort, „in wunderbarer Weise gezeigt, wie schön es ist, sich zu lieben – ich meine, miteinander zu schlafen. Das ist ein Geschenk, für das ich dir ewig dankbar sein und das ich immer in mir tragen werde. Aber ich habe das Gefühl, dass ich einen neuen Lebensabschnitt vor mir habe. München, die Schule, so vieles liegt hinter mir. Ich bin bisher weder in Freiburg, noch in meinem Studium angekommen. Ich habe ständig das Gefühl, dass zu viel an mir zertr. Ich fühle mich nicht frei, um Neues aufzunehmen

zu können. Dabei ist es mir wichtig, genau das zu tun.“ Abermals machte sie eine kurze Pause. „Bei alledem habe ich dich verloren.“

Sie hatte die Tasse abgestellt und fuhr nun mit dem Löffel durch die geschäumte Milch. Sie wollte ihm Zeit geben, und hatte alles gesagt, was es zu sagen gab. Philipp rührte die Apfelsaftschorle vor sich nicht an.

„Danke, dass du mir wenigstens erklärt hast, warum du keine Beziehung, keine Paarbeziehung mehr mit mir haben möchtest“, sagte er nach einer Weile mit scharfem Sarkasmus in der Stimme. Sie merkte, dass er einen trockenen Mund hatte.

„Wie soll es weitergehen?“ Er sprach ruhig. „Ich frage nicht, was ich tun könnte, um mit dir wieder zusammenzukommen, oder ob du nicht längst einen neuen Freund hast. Ich frage, was du erwartest? Wie sollen wir miteinander umgehen, wenn wir uns treffen? Zum Beispiel am siebenundzwanzigsten bei Michael und Alexandra, oder am Silvesterabend? Überall sind wir zusammen eingeladen.“

Natürlich hatte sie darüber nachgedacht. Antworten hatte sie aber keine.

„Ganz ehrlich. Ich weiß es nicht. Vielleicht können wir in ein paar Tagen darüber telefonieren. Dann hat sich alles etwas gesetzt. Ich habe dich schließlich

überfallen“. Beinahe musste sie lachen, ohne zu wissen, warum.

Philipp blieb stumm, zutiefst getroffen, wie sie vermutete.

„In Ordnung.“ Seine Worte hatten kalt und metallisch geklungen. Er stellte eine kleine weiße Tüte vor sie auf den Tisch und stand auf. „Fröhliche Weihnachten“ las sie mehr von seinen Lippen ab, als dass sie die Worte vernahm. Er verließ den Tisch. Im Vorbeigehen gab er der Kellnerin einen Geldschein, um die Getränke zu bezahlen, und lief, ohne auf Wechselgeld zu warten, die Treppe hinunter – den Mantel über dem Arm, statt ihn anzuziehen. Sie sah ihm nach.

Ihr wurde schlecht. Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Jetzt war ihr zum Heulen. Es half ihr nicht, sich zu sagen, es so gewollt zu haben. Bei dem Blick auf die Tüte ahnte sie, dass sich darin ihr Weihnachtsgeschenk befand. Wohl eher ein Abschiedsgeschenk. Sie konnte die Bitterkeit ihres Gedankens schmecken. Sollte sie ihm nachlaufen und die Tüte zurückgeben? Sie wollte kein Geschenk von ihm. Und sie hatte keines für ihn. Weder ein Weihnachts-, noch ein Abschiedsgeschenk. Daran hatte sie nicht mehr gedacht. Philipp hatte sich aus ihren Gedanken, aus ihrem

Leben verflüchtigt. Mit dieser Erkenntnis stieg die Übelkeit.

Bloß raus hier. Sie schlüpfte in ihren Mantel, nahm die Tüte und verließ das Café. Sie zog einen Anruf bei Lena in Erwägung, beschloss aber, allein sein zu wollen. Die frische Luft tat gut. Statt die U-Bahn zu nehmen, entschied sie, zu Fuß durch den Englischen Garten und das Isarhochufer hinauf, zu ihrem Elternhaus, das nicht mehr ihr Zuhause war, zu laufen.

Im Flur stellte sie die Tüte ab. Lilli erkundigte sich, ob sie ihre Nöte mit Philipp besprechen konnte. Taraneh erzählte von dem Gespräch, von dem sie wusste, dass es ein Monolog war, und von dem Geschenk, mit dem sie nichts anzufangen wusste. Lilli hörte ihr zu, kommentierte es aber nicht.

Planlos

Was sollte sie tun, mit dem Geschenk, mit Weihnachten und den Tagen danach, mit Silvester, und mit sich selbst? An Heiligabend würden Peter und Rainer kommen und am zweiten Feiertag würden ihre Eltern Open House haben. Alles traditionell, alles wie immer. Sie beschloss, die Dinge auf sich zukommen zu lassen, und keine Pläne zu schmieden.

„Ach du dickes Ei“, riefen Taraneh und Peter gleichzeitig, als sie sich an Heiligabend an der Haustür begrüßten und sich in die Arme fielen. Der Abend mit Peter und Rainer verlief ausgelassen – auch wie immer.

Während des Abends dachte sie einige Male an das Gespräch mit Philipp und war froh, ihm die Lage erklärt zu haben. Sie fühlte sich aber nicht befreit. Warum war sie es nicht, nicht erlöst? Vielmehr plagte sie ein schlechtes Gewissen, auch wenn sie wusste, dass es dafür keinen Anlass gab. Während sie den Gesprächen beiläufig folgte, wägte sie ab, wie sie die kommenden Tage verbringen wollte. Philipp und sie hatten zusammen zu mehreren Einladungen zugesagt, auch für Silvester. Sollte sie alles absagen oder einfach

überall hingehen? Oder sollte sie sich mit ihm absprechen, wer allein zu welcher Einladung gehen würde, oder wo sie beide auftauchen würden?

Auf das Silvesterfest würde sie in keinem Fall gehen. Das hatte sie schon entschieden. Während der Zugfahrt nach München hatte sie mit Lena vage Pläne geschmiedet, schon am dreißigsten Dezember zusammen nach Freiburg zurückzufahren, um sich gemeinsam in das neue Jahr – und in ihr neues Leben zu schmeißen. Schließlich hatte sie sich genau aus diesem Grund von Philipp getrennt.

In ihre Gedanken hinein hörte sie Rainer fragen, was sie in den kommenden Tagen vorhätte und was bei ihr an Silvester anstünde. Darauf erzählte sie von der Trennung von Philipp, den Rainer und Peter flüchtig kannten.

„Das ist ja sau-plöt“, sagte Rainer mit Betonung auf einem langgestreckten „ö“ und einem kurzen „t“. „Komm doch mit uns mit. Zum Skifahren nach Groß-Arl, in Österreich. Dort haben wir mit Freunden ein Ferienhaus gemietet. Es ist noch ein Zimmer frei. Du wärst selbstverständlich eingeladen. Schließlich werden Peter und ich bei euch immer mehr als fürstlich verwöhnt. Du müsstest nur damit klarkommen, dass wir nur Jungs sind.“

„Ja“, schaltete sich Peter ein, „Du kommst mit. Wir machen eine Riesensause – und Silvester lassen wir’s richtig krachen“, pflichtete er Rainer bei.

Was für eine Idee. Silvester in einer Runde schwuler Männer. Warum nicht. Das könnte lustig werden, sann sie. Das wäre eine Abwechslung, und sie wäre alle Planungsfragen für die kommenden Tage und für Silvester los. Nur Lena musste sie mit unterbringen.

„Wäre in dem Zimmer noch ein Bett frei? Nicht dass ich einen neuen Freund hätte“, lachte sie etwas verkrampft, „aber meine Freundin Lena und ich sind für Silvester verabredet. Ich möchte sie nicht versetzen.“

Lena war natürlich willkommen.

Am nächsten Morgen war ihr erster Gedanke, nicht mit der Truppe um Rainer und Peter zu verreisen und Silvester zu feiern. Ihr Entschluss stand fest. Sie würde in jedem Fall am dreißigsten nach Freiburg fahren und hoffte, dass Lena mitkommen würde.

Mehrfach versuchte sie, Philipp zu erreichen, um ihm mitzuteilen, dass sie auf keine der Einladungen gehen würde und ihm das Terrain zur Gänze überlasse. Er ging nicht an sein Handy. Schließlich hinterließ sie ihm die Nachricht auf der Mailbox. Er meldete sich nicht zurück.

Delikates und Eskapaden

Am dreißigsten traf sie Lena am Hauptbahnhof und gemeinsam führen sie nach Freiburg. Während der Fahrt beschloss sie, mit Käsefondue und Gutedel den Jahreswechsel zu begehen. In Freiburg stellte Taraneh fest, dass die wenigen Kontakte, die sie bisher geknüpft hatte, über Silvester nicht in der Stadt sein würden. Auch ihre WG war verweist. Diese Erkenntnis bestätigte sie in ihrer Entscheidung, die Wochenend-Pendeleien sein zu lassen und sich darauf zu konzentrieren, in Freiburg ihren Lebensmittelpunkt einzurichten.

Als sie zu Lena in die Wohnung kam, begrüßte die sie mit Freudenstrahlen in den Augen.

„Hör zu, was mir meine Mitbewohnerin auf dem Küchentisch hinterlassen hat. ‚Liebe Lena, ich komme erst am zehnten Januar zurück. Zudem habe ich für ab dem Sommersemester einen Studienplatz in Köln ergattert. Überlege dir, ob du die Wohnung ab April allein oder zusammen mit jemand anderem übernehmen möchtest.‘ Sind das nicht gleich zwei gute Nachrichten an einem Tag? Du bleibst jetzt gleich mal bis zum neunten zur Probe mit in der Wohnung und

testen das Zusammenwohnen. Wenn das klappt, woran ich nicht zweifele, ziehst du ab April hier mit ein.“

Taraneh fühlte sich zwar etwas überfahren, nickte aber dennoch.

Im Verlauf des Silvesterabends wärmten sie alte Erinnerungen auf, und zu fortgeschrittener Stunde gestanden sie sich Eskapaden, die Lena als delikat titulierte.

„Weißt du eigentlich, dass mein erster Lover Christian war?“ In der Tat ein delikates Thema, das Lena da offenbarte, dachte Taraneh.

„Im Ernst?“, rief sie. „Und wie war’s. Jetzt aber raus mit der Sprache.“

„Ehrlich gesagt hat es vom ersten Moment an funktioniert. Ich wusste ja nicht, wie oft das so klappen würde – ich meine so über zwei, drei Stunden hinweg, bei Mann und bei Frau. Dreimal haben wir an diesem Nachmittag miteinander geschlafen. Und dann fingen wir eine heftige Affäre an. Über Monate haben wir wie die Karnickel gevögelt – anders kann ich das nicht nennen. Es war affengeil, und wir hatten auch sonst viel Spaß drum herum.“

Taraneh wusste, dass die offene Ausdrucksweise nicht auf Lenas angeheiterte Stimmung zurückzuführen war, sondern darauf, dass Lena die Dinge beim

Namen nannte und der Meinung war, dass ihr das als selbstbewusster Frau zustand.

„Und beide wollten wir nicht“, fuhr Lena fort, „dass du es erfährst. Irgendwie hatten wir das Gefühl, dass wir dich mit unserer Liebelei hintergingen. Und vielleicht auch, weil wir vermuteten, dass du noch mit keinem Kerl geschlafen hattest. So ein Blödsinn, kann ich dazu heute nur sagen. Aber so war es eben.“

„Wann war das denn“?

„In Frühjahr, nach unserer Klassenfahrt. Mann, war das kalt in Berlin. Erinnerst du dich?“

Natürlich erinnerte sie sich, und es stimmte. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie noch mit keinem Mann geschlafen.

„Jetzt will ich aber erst recht wissen, wie es mit euch weitergegangen ist?“, fasste sie nach.

„Na ja. Nachdem ich auf den Geschmack gekommen war, wurde ich neugierig. Christiaan und ich waren uns einig, dass wir uns wirklich gut verstanden, im Bett und auch sonst, aber auch, dass wir nicht wirklich ineinander verliebt waren. Irgendwann lernte ich im Biergarten am Chinesischen Turm einen Typen kennen, Pierre-Dominique. Wie der Name schon vermuten lässt, ein Franzose. Er arbeitete in einer Crêperie. Was für Klischees. Alles passte

zusammen. Er gefiel mir verdammt gut. Ich traf ihn abends in der Crêperie und ging später mit zu ihm“.

„Und du hattest keine Angst? Du kanntest den Kerl doch gar nicht“, unterbrach sie Lena.

„Stimmt. War wohl ein bisschen blauäugig von mir. Übrigens: ich hatte für den Abend meinen Eltern gesagt, zu dir zu gehen und bei dir zu übernachten.“

Sie sah Lena an. „Und was war mit Christiaan?“

„Der fand doch Trost und sicher aufregende Lehrstunden bei Yasmin.“

Sie verstand nichts und schüttelte den Kopf. „Meine Güte. Ich scheine einiges nicht mitbekommen zu haben. Wer ist bitte Yasmin?“

„Na, Yasmin eben, Manons Mutter.“

Jetzt herrschte Schweigen. Taraneh spießte ein Stück Brot auf und fuhr mit der Fondue-Gabel durch den sämigen Käse. Was sollte sie von alledem halten? Ihr Kinderfreund Christiaan vögelte erst mit ihrer Sandkastenfreundin Lena und schlief dann mit der Mutter ihrer Klassenkameradin Manon. Warum hatte sie keiner eingeweiht? Sie fühlte sich ausgeschlossen, war enttäuscht. Hatte sie ihre Gedanken nicht immer mit ihren Freundinnen geteilt? Und mit Christiaan hatte sie die schwierige Zeit um den Vorfall mit seiner Mutter durchgestanden. Bei alledem hätte sie mehr Offenheit, mehr Vertrauen erwartet. Dann fiel ihr die

eigene erste Nacht mit einem Mann ein. Ausgerechnet mit Korbinian, Christiaans jüngerem Bruder. Auch sie hatte niemandem von dieser, zugegebener Maßen ernüchternden Erfahrung erzählt. Jeder von ihnen hatte anscheinend ein paar Geheimnisse, die sich im Verlauf des Erwachsenwerdens angesammelt hatten, resümierte sie.

„Erinnerst du dich an die gereizte Stimmung zwischen Manons Eltern, just nach eurer Ankunft und als wir durch das Haus am See gegangen waren? Christiaan gefiel Yasmin anscheinend auf Anhieb. Jedenfalls hatte sie wohl mehr Lust auf ein Abenteuer, auf eine Affäre, als auf den Streit mit ihrem Alten. Schon bald an dem Abend hat sie das Gespräch mit Christiaan gesucht. Zunächst hat sie ihn verbal verführt und irgendwann Richtung See gelotst, wo sie zusammen schwimmen gegangen sind. Den Rest kannst du dir denken.“

Taraneh erinnerte sich daran, wie ihr in der Nacht aufgefallen war, Christiaan schon länger nicht mehr gesehen zu haben, und dass sie sich gefragt hatte, wo er geblieben war. Jetzt kannte sie die Antwort.

„Nur blieb es nicht bei der einen Nacht zwischen den beiden. Yasmin unterhält eine Logopädie-Praxis, die zum Liebesnest der beiden wurde.“

Taraneh fühlte sich seit langen zum ersten Mal sprachlos. Und dann war sie amüsiert. „Die beiden hatten also eine Affäre über den Abend hinaus?“

„Nein. Sie hatten keine Affäre über den Abend hinaus. Sie haben eine Beziehung. Bis heute“ stellte Lena klar.

Taraneh sann vor sich hin. „Wie lange ist das alles her? Über zwei Jahre. Wir kamen damals, nach den Sommerferien, in die Oberstufe, Christiaan in die Abi-Klasse. Da war er noch keine neunzehn. Und sie? Ich meine Yasmin, Manons Mutter. Wie alt war sie?“

„Sei nicht spießig. Sie muss Mitte dreißig gewesen sein. Eine junge Mutter, wenn man bedenkt, dass wir Mädels damals um die siebzehn waren“.

„Trotzdem. Aber du hast recht. Wenn er fünfunddreißig und sie achtzehn gewesen wären, hätte mancher vielleicht die Stirn gerunzelt. Das wär's auch schon gewesen. Weiß Manon davon? Was sagt sie dazu?“

Jetzt war sie aufgewühlt, verhaspelte sich beim Sprechen und wollte alles wissen.

„Es ist ein Wunder. Christiaan und Yasmin hatten es verstanden, die Beziehung bis nach unserem Abi geheim zu halten. Nach der letzten Prüfung besuchte Manon ihre Mutter zum ersten Mal seit fast drei Jahren wieder in der Praxis – ganz spontan. Damit fand

das Geheimnis um die Liaison ein Ende. Aus einem Raum, der in Manons Erinnerung als Reserve für eine Praxiserweiterung vorgesehen war und ewig leer gestanden hatte, war ein gemütliches Wohn-Schlafzimmer geworden. Dort lagen Unterlagen, die Christiaans Namen trugen. Yasmin muss Manon mit einem breiten Grinsen angesehen haben, als sie Manons fragendes Gesicht gesehen hatte. Achselzuckend hat ihre Mutter etwas wie ‚Ja. Christiaan ist mein Lover.‘ gesagt. Dass die Ehe ihrer Eltern in Scherben lag, war Manon klar. Aber damit, dass ihre Mutter mit einem Knaben schlief, und das schon seit geraumer Zeit, damit hatte sie nicht gerechnet.

So. Das ist die ganze Geschichte“, endete Lena.

„Eine Frage habe ich noch: Seit wann weißt du das alles?“

„Das von Christiaan und Yasmin weiß ich seit Ende August, seit dem Abend vor Manons Abreise zum Studium nach Mailand. Wir saßen beim Grillen an der Isar. Manon hatte dich auch gefragt dazukommen, aber du warst mit Philipp unterwegs. Irgendwann war sie beseelt vom Wein, und der warmen Sommernacht. Angetrunken schwadronierte sie über die zu Ende gegangene Schulzeit, bis der Satz fiel: ‚Und jetzt bumst meine Mutter mit Christiaan, oder andersherum, bumst Christiaan meine Mutter.‘

Darauf war Manon in einen hysterischen Lachkrampf verfallen. Ahnungslos fragte ich sie, wer der Christian denn sei. Ich habe natürlich nicht an unseren Christiaan gedacht. Manon lachte immer weiter. ‚Drei Mal darfst du raten‘, brachte sie hervor und gab die Antwort auch gleich selbst. ‚Na, unser Christiaan, aus der Schule. Der Fast-Nachbar von Taraneh. Der Liebling aller Mütter, weil er doch immer unser Beschützer war‘. Du kannst Dir vorstellen, dass ich mehr als überrascht war, sowohl über Manons markige Sprache, als auch über die Umstände als solches.“

Lena trank einen Schluck und schon erzählte sie weiter.

„Manon weiß zwischenzeitlich sogar von Reisen ihre Mutter mit Christiaan. Sie waren zusammen beim Skifahren, und als Christiaan das Praktikum in Südafrika machte, hat sie ihn besucht. Zwei Wochen sind sie zusammen umhergereist. Klingt irgendwie unglaublich. Oder? Dabei hat Yasmin ihre Familie nie im Unklaren gelassen. Nur hat sie jedes Mal das pikante Detail, dass sie zu und mit jemandem reiste, unter den Tisch fallen gelassen. Yasmin setzte die Reisen immer kurzfristig an, mit der Begründung, total erschöpft zu sein und sofort Urlaub zu brauchen. Niemand schöpfte Verdacht. Ich glaube, Manon ist froh, in Mailand zu studieren und mit alledem nichts zu

tun zu haben. Sie ist nicht sauer auf ihre Mutter oder auf Christiaan. Sie hat aber keine Lust, den beiden als Paar zu begegnen. Und darauf, Christiaan alleine zu treffen, legt sie auch keinen gesteigerten Wert. Beides kann ich verstehen. Was meinst du?

Angekommen

Bis in die Morgenstunden tauschten sie weitere Erinnerungen aus und diskutierten. Genau das war es, was sich Taraneh unter einem Studentenleben vorstellte. Alles sollte möglich sein, leben in Offenheit, ohne Tabus, ohne Erwartungen und Druck. Sie wollte sich auf Neues einlassen, spontan entscheiden, Grenzen ausloten, neu erfahren und neu definieren. Im Frühjahr zog sie zu Lena, wo sie sich, wie sie das nannte, studentisch einrichtete. Alles sollte einen provisorischen, einen flüchtigen Charakter haben. Kein Eindruck von Sesshaftigkeit sollte in der Luft liegen. Die Semesterferien verbrachten beide in Freiburg und arbeiteten, um Geld zu verdienen. Taraneh jobbte in der Produktion eines Pharmaunternehmens, Lena in einer Kneipe. Sie genossen das Leben in Freiburg. München war in weite Ferne gerückt. Taraneh vergaß meist, sich gelegentlich zuhause zu melden. Bei den seltenen Besuchen in München traf sie Christiaan, mit dem sie weiterhin eine enge Freundschaft verband. Seine Passion galt zwischenzeitlich Frauen, die älter waren als er. Yasmin schien ihn auf den Geschmack gebracht zu haben. Ihr war eine stadtbekannte

Innenarchitektin mit noble Namen gefolgt, die ebenfalls verheiratet war. Soweit Taraneh es überhaupt überblicken konnte, wurde die Reihe um eine Karrierefrau mit atemberaubender Altbauwohnung in Schwabing ergänzt, der eine Südtirolerin, mit einem Schlafzimmer mit übergroßen sinnlichen Fotografien ihrer selbst, gefolgt war. Taranehs Lieblingsgeschichte unter Christiaans Affären war aber seine Beziehung zu einer Koreanerin. Er hatte ihr ein Foto gezeigt – eine makellose Schönheit unbestimmten Alters. Ihr Name war Programm. Misaki: schöne Blüte. Taraneh rang Christiaan das Versprechen ab, eines Tages ein Buch über seine Abenteuer zu schreiben und sie schlug ihm auch gleich den Titel zu dem Buch vor: Ganz oben auf den Wogen. Untertitel: Vom Jungen, der kein Kind sein wollte.

Nach dem ersten Studienjahr entschied Taraneh, das Studium langsamer fortzusetzen. Sie ließ sich treiben und reiste viel, meist in den Süden, zum Insel-Hopping in Griechenland, oder sie besuchte Manon in Mailand. Im Winter fuhr sie mit Freunden zum Skifahren. Auf die meisten dieser Reisen ging sie in männlicher Begleitung. Lena zog sie gelegentlich mit der Frage auf, wann sie wohl mal mit ein und demselben Herrn öfter als zweimal verreisen würde. Sie ließ sich von Lenas Frotzeleien aber nicht beirren und

fand, dass das Leben nicht nur bunt sein durfte, sondern bunt sein sollte. Dazu gehörte auch die eine oder andere Liebelei. Stets war sie es, die die Romanzen beendete, und jedes Mal gelang es ihr, sich so zu trennen, dass ein freundschaftliches Wiedersehen möglich war.

Nur mit Philipp war ihr das nicht gelungen. Er entzog sich jedem ihrer Kontaktversuche.

Regenklopfen

Nach zwei Semestern umtriebigen Studentenlebens beschloss sie, ein betriebswirtschaftliches Aufbaustudium für Naturwissenschaftler parallel zu ihrem Biologiestudium zu belegen. Auslöser war eine Hilfstätigkeit am Lehrstuhl, die ihr deutlich gemacht hatte, dass die Forschung in keinem Fall ihr Berufsziel sein würde. Dafür hatte sie die Forschungssteuerung für sich entdeckt, womit sie der Ehrgeiz gepackt hatte. Sie entschied, beide Studien gleichzeitig abschließen zu wollen und reduzierte Kneipentouren und Reisen. Sie spürte, wie die Metamorphose Erstaunen und Bewunderung in ihrer Umgebung auslöste.

Eines Abends erhob sie sich von ihren Büchern. Es war schon nach zehn Uhr und ihr war nach frischer Luft. Ein Blick aus dem Fenster zeigte ihr, dass es zu regnen begonnen hatte. Sie beobachtete den Regen, wie er gegen das Fenster tropfte, und kam zu dem Ergebnis, dass der Regen nicht tropfte, sondern klopfte. Warum nur immer nur von Regentropfen gesprochen, aber nie vom Regenklopfen? Erheitert von ihrem Gedanken beschloss sie einen kurzen Spaziergang ums Carré und dann in die Kneipe, in der Lena

jobbte, zu gehen. Die Cabane war voll, als sie reinkam. Sie winkte Lena zu und gesellte sich an der Theke zu ihrem Kommilitonen Georg.

„Hallo, Taraneh.“, begrüßte er sie. „Wie läuft es mit dem Lernen?“

Sie nahm Lena das Glas Gutedel, das sie über den Tresen reichte, ab.

„Danke. Recht gut. Ich habe mich richtig reingebissen. Zum einen macht es Spaß. Zum anderen bekomme ich ein schlechtes Gewissen, wenn ich mal nicht lerne. Meine Entscheidung gegen die Forschung und für die Forschungssteuerung beflügelt mich geradezu. Ressourcenallokationen nennt man das übrigens. Ein tolles Wort, was?“ Sie lachte über sich selbst. „Einen Berufseinstieg in die Steuerung von Entwicklungsprojekten kann ich mir jedenfalls gut vorstellen. In diese Richtung gibt es immer wieder Stellenanzeigen. Mein BWL-Studium passt ideal dazu.“

„Du bist viel weiter als ich. Ich habe keinen Schimmer, was ich in achtzehn Monaten, wenn alles rum ist, tun soll. Und auch ganz ehrlich. Noch vor einem Semester hätte ich dir diese Zielstrebigkeit nicht zuge-
traut, so wie du immer auf Achse warst“, hänselte er. „Aber vielleicht geht bei mir ja auch noch ein Licht auf.“

In diesem Moment trat ein Mann auf Georg zu.

„Guten Abend, Georg.“

Georg stand vom Hocker auf und umarmte den Neuankömmling herzlich.

„Hallo, Leopold. Dich habe ich erst morgen erwartet. Wo kommst du her? Darf ich dir meine Kommilitonin Taraneh vorstellen – unsere Superschlaue. Erst hing sie nur rum, und jetzt strebt sie einen Doppelabschluss an. BWL und Biologie in einem Rutsch, mit dem Ziel, Promotionsnoten hinzulegen“, plusterte sich Georg auf.

Sie nahm Leopolds Hand, die er ihr entgegenhielt, nahm eine warme, trockene Handfläche wahr, spürte einen angenehm festen Händedruck, und sah in ein offenes Gesicht. Seine Augen funkelten bergsteinfarben. Lachfältchen tanzten um seine Augen. Sie war auf Anhieb eingenommen von Leopold.

„Guten Abend, Taraneh. Ich bin Leopold, der Onkel von Georg, auch wenn ich nur ein paar Jahre älter bin als er. Das ist aber eine längere und etwas komplizierte Geschichte“, schmunzelte er. „Um auf deine Frage zurückzukommen, Georg, wo ich herkomme. Ich war drei Tage in der Nähe von Wolfsburg, wo wir eine Konzertreihe auf verschiedenen Schlössern und Gütern für die übernächste Sommersaison planen.“

Noch immer hielt er ihre Hand.

„Leopold ist Musiker, aber vor allem Impresario“, erläuterte Georg.

„Um die Kirche im Dorf zu lassen – ja, ich bin Musiker, spiele Horn. Ich bin aber zu wenig aufs nur Musizieren ausgerichtet, um eine Festanstellung in einem Orchester anzustreben. Neben Klassik spiele ich aus purer Freude Jazz, dann Saxophon oder Posaune. Und außerdem organisiere ich Konzertveranstaltungen.“

Erst jetzt ließ er ihre Hand los. Während der Vorstellungsrunde hatte sie geschwiegen und Onkel Leopold und Neffe Georg, wie sie die beiden zwischenzeitlich im Geiste getauft hatte, beobachtet. Jetzt bestellte Leopold ein Bier und wartete wortlos, bis er von Lena das Glas herübergereicht bekam. Dann prostete er Georg und ihr zu.

„Die längere Geschichte vom Neffen und dem kaum älteren Onkel würde mich dann doch interessieren“, unterbrach sie das Schweigen. Eigentlich hatte sie das Zusammentreffen der beiden nicht stören wollen, aber Georg und Leopold setzten das Gesprächsfluss nicht fort. Warum also nicht fragen? Außerdem interessierte sie der Mann, den sie um zehn Jahre älter als sie einschätzte. Er schien interessant zu sein, und den Händedruck spürte sie noch immer.

„Mein Vater und Georgs Großmutter waren Geschwister“, begann Leopold. „Mein Vater ist fünf Jahre älter als Georgs Großmutter. Daraus ergab sich ein erster zeitlicher Abstand. Mein Vater heiratete erst mit über dreißig und ich kam als drittes von fünf Geschwistern zur Welt. Da war mein alter Herr schon über vierzig. Die Großmutter von Georg hingegen, immer noch die Schwester meines Vaters, bekam ihr erstes Kind, die spätere Mutter von Georg, im Alter von zwanzig Jahren. Georgs Mutter wiederum heiratete mit zweiundzwanzig, und schon ein paar Wochen später kam Georg zur Welt. Sehr ungewöhnlich“, schmunzelte Leopold, „denn ich wurde dahingehend aufgeklärt, dass eine Schwangerschaft vierzig Wochen dauert. Aber vielleicht kannst du mir als angehende Biologin dieses Phänomen erklären“, stichelte er mit einem Blick zu Georg fröhlich. „Jedenfalls erklärt sich aus alledem, dass ich zwar nur sieben Jahre älter bin als Georg, aber dennoch der Onkel.“

„In solchen Fällen gilt die altbekannte, allerdings wissenschaftlich nicht fundierte Formel wonach Erstgeborene nach der Hochzeit gelegentlich eher kurzfristig zur Welt kommen, während alle weiteren Kinder nach neun Monaten geboren werden. Kanntest du das Phänomen nicht?“ Sie machte eine ernste Miene, bis sie Leopold zuzwinkerte. Onkel Leopold gefiel ihr

immer besser – sein Witz, seine Schlagfertigkeit, seine sonore Stimme und seine schlanken Hände. Die fast eins neunzig tat ein Übriges. Was machte sie sich da nur für Gedanken?, wunderte sie sich, und merkte, dass sich, seit sie Leopold gegenüberstand, ein Räderwerk in ihrem Kopf in Bewegung gesetzt hatte.

„Bist du in Freiburg zu Besuch, oder wohnst du hier?“ Sie wechselte das Thema, blieb mit der Frage aber nah dran an ihm, an Leopold, an dem Mann mit dem sanften und doch festen Händedruck.

„Ein paar Kilometer außerhalb habe ich eine kleine Bleibe, so etwas wie ein Austragshäuschen, bei einem Weinbauern. Ich habe in Freiburg studiert und bin nicht zuletzt durch das Häuschen hier hängen geblieben. Ich liebe die Stadt und die Umgebung, lebe derzeit aber mehr aus dem Koffer. Beruflich bieten sich mir hier in der Region nicht die Möglichkeiten, wie das von Berlin, Köln oder München aus, der Fall wäre. Ich schwanke noch, wo ich sesshaft werden soll. Spätestens in zwei Jahren muss ich aus dem Häuschen raus. Dann muss ich eine Entscheidung treffen.“

„Ich komme aus München“, stieg sie auf die Erläuterungen ein, „vermisse meine Heimatstadt aber derzeit nicht. Dort hättest du vermutlich weit mehr Möglichkeiten als hier. Andererseits stelle ich mir den Konkurrenzdruck in Großstädten hoch vor – ein

riesiges Angebot, viele Musiker, die um die Gunst des Publikums buhlen, oder?“ Sie wollte das Gespräch am Laufen halten.

„Das ist richtig. In den letzten Jahren habe ich aber genügend Kontakte aufgebaut, um mit Auftritten ausgelastet zu sein. Zudem, wie schon gesagt, organisiere ich Konzertveranstaltungen. Dafür wären Städte wie Köln oder München als Ausgangsbasis in jedem Fall besser.“

Zu dritt unterhielten sie sich noch eine Weile, bis Leopold erklärte, nun heimzufahren. Sie war enttäuscht. Gerne wäre sie noch eine Weile neben diesem Mann gestanden, um sich mit ihm zu amüsieren und den Schalk in seinen Augen zu erleben.

„War nett, dich kennenzulernen. Gibt es denn demnächst Gelegenheit, dich in einem Konzert zu erleben? Wenn ich es mir recht überlege, war ich, seit ich in Freiburg bin, noch in keinem Konzert.“

„In acht Tagen spiele ich mit dem Akademischen Orchester Freiburg einen Mahler-Abend, zusammen mit den Domsingknaben und einer Studentenkantorei. Großer Stoff. Ich bin sicher, dass ich eine Karte auftreiben kann. Hier, meine Telefonnummer.“ Er gab ihr eine verknitterte Visitenkarte, „Ruf mich an, dann lass ich dir eine Karte an der Abendkasse zurücklegen.“

Sie war zufrieden. Sie hatte die Option, ihn offiziell wiederzusehen, und sie hatte seine Telefonnummer. Jetzt darfst du gehen, sinnierte sie, und spürte einen wohligen Schauer bei Leopolds Händedruck zum Abschied.

Verzeihliche Notlüge

Am nächsten Morgen versuchte sie in Erfahrung zu bringen, ob und wo Proben für das Mahler-Konzert stattfinden würden, brachte aber nichts in Erfahrung. Die Möglichkeit, Leopold auf diese Weise bald wiederzusehen, schied also aus. Gegen zehn Uhr rief sie ihn an.

„Guten Morgen. Hier Taraneh. Vielleicht erinnerst du dich an mich. Wir haben uns gestern Abend über Georg kennengelernt.“ Sie hörte Leopold lachen. „Und jetzt wollte ich fragen, ob ich eine Karte für das Konzert haben könnte. Um dir Arbeit zu ersparen könnte ich sie auch bei dir abholen. Ich habe etwas in March zu erledigen, und könnte in Bötzingen vorbeikommen.“ Schlagartig fühlte sie sich von ihrem Redefluss erschöpft. Leopold lachte nicht mehr.

„Es freut mich“, hörte sie ihn sagen, „dass du zum Konzert kommen möchtest. Allerdings habe ich keine Karten zuhause. Ich lasse dir eine an der Abendkasse auf deinen Namen zurücklegen. Aber wenn du ohnehin in der Gegend bist, dann schau rein. Ich bin da und sitze im Schatten der Obstbäume im Garten.“

Kaum hatte sie das Telefongespräch beendet, rief sie eine Kommilitonin an und lieh sich ihr Auto. Dann die Kleiderfrage. Sie spürte ihre Nervosität, und rief sich zur Ordnung. Nur weil ihr der Typ gefiel wie seit Langem kein Mann mehr, musste sie doch nicht gleich flattern wie ein Huhn. Sie nahm die Luft raus, streckte sich und sortierte die Lage. Sie hatte in der Nähe zu tun und schaute auf seine Aufforderung hin, ja, er hatte sie ausdrücklich aufgefordert vorbeizukommen, bei ihm vorbei.

Zwei Stunden später saß sie bei Leopold im Garten und trank mittags um Eins kühlen Weißwein. Der Tag war heiß, und sie hatte sich für ein buntes Sommerkleid entschieden. Sie saßen sich in zwei nebeneinander und einander zugewandten Liegestühlen gegenüber und sahen sich an.

Was sollte sie Leopold antworten, was sie in March zu tun gehabt hatte? Sie hätte keine glaubwürdige Antwort gehabt, und wusste, eine schlechte Lügnerin zu sein. Zu ihrer Erleichterung stellte er ihr die Frage nicht. Sie unterhielten sich über dies und das, und Leopold schenkte ihr gelegentlich nach.

Seine ruhige Art gefiel ihr und im Sonnenlicht sah er noch besser aus, schnurrte sie innerlich, und merkte, wie sie Leopold anstrahlte, oder himmelte sie ihn an? Er trug beige Bermuda-Shorts und ein wohl

ausgemustertes Smoking-Hemd, die Ärmel hochgekrempt, die obere Knopfleiste leer. Das Hemd stand offen. Feinster Batist. Sie war versucht, den Stoff anzufassen – oder war es seine Haut, die sie berühren, spüren wollte? Seine Haare waren dunkelblond, eigentlich nicht ihr Fall, aber der Schopf war dicht und wellig. Mit seiner sonnengebräunten Haut sah er verdammt gut aus, richtig sexy, gestand sie sich. Sie sank ein Stück tiefer in den Liegestuhl und hatte das Gefühl, jeden Augenblick laut zu schnurren. Dabei unternahm er nichts, was sie hätte veranlassen können anzunehmen, dass auch sie ihm gefiel.

Gegen Nachmittag wurde es noch heißer. Leopold sinnierte, dass sie zum Moosweiher fahren und schwimmen sollten. Beide waren sie sich aber einig, dass sie schon zu viel getrunken hatten, um noch Auto zu fahren.

„Dann sollten wir etwas essen“, regte Leopold an.

„Eine Welt für eine Pizza“, brach es aus ihr hervor. „Seit dem Frühstück habe ich nichts gegessen. Bei der Herfahrt ist mir unten im Dorf ein Restaurant aufgefallen, mit einem Namen, der nach Pizza klingt. Bitte enttäusche mich nicht“, lachte und flehte sie.

Er stand auf, hielt ihr die Hand hin, und sie ließ sich von ihm aus dem Liegestuhl hochziehen. Leopold

deutete Richtung Gartentürchen und sie machten sich auf den Weg.

„Wir essen die Pizza aber nicht im Lokal, sondern hier, unter den Apfelbäumen“, schlug sie vor und merkte, dass es mehr nach einer Forderung geklungen hatte.

Auf dem Weg zur Pizzeria legte er den Arm um ihre Taille. Durch den Stoff spielte er mit dem Hüftbändchen ihres Strings. Sie ließ ihn nicht nur gewähren, sondern genoss es, dass dieser Mann, endlich, männliche Instinkte zeigte. Sie saugte seinen Duft ein.

Das Lokal war geöffnet, und es gab Pizza, auch zum Mitnehmen. Als die Pizzen fertig waren, stellten beide fest, kein Geld dabeizuhaben. Die Wirtin kannte Leopold. Sie durften anschreiben und mit den Pizzen in den Garten zurückkehren. Zum Trinken öffnete Leopold eine Flasche leicht gekühlten Rotwein.

Dicht standen sie einander gegenüber und protesten sich zu. Aber noch bevor sie den ersten Schluck trank, berührte sie mit den Fingerspitzen den Stoff seines Hemdes, und mit einem Finger seine Haut. Was für ein Mann. Hatte sie sich verliebt. Sie spürte seinen Daumen und Zeigefinger um das Gelenk ihrer Hand, die bei ihm lag und sah ihm in die Augen. Die strahlten Goldreflexe aus. Er küsste sie sanft, leicht wie eine Sommerbriese. Keiner sagte ein Wort. Sie

fühlte sich von den Geschehnissen überwältigt. Damit hatte sie nicht gerechnet, weder mit ihrem Wohlbefinden und Verlangen, noch mit einem Kuss.

„Die Pizza wird kalt“, sagten sie plötzlich synchron.

Sie ließen voneinander, tranken einen Schluck, setzten sich mit dem Pizza-Karton auf dem Schoß in die Liegestühle, und begannen zu essen.

„Schön, dass du angerufen hast, schön, dass du in das Konzert kommst, und schön, dass du jetzt hier bist“, begann er nach einer Weile. Ihr stockte der Atem. Sie wusste, dass jetzt die Frage kommen würde, was sie in March zu tun gehabt hatte. Sie hatte keine Idee, welche kleine, verzeihliche Lüge sie ihm aufzischen könnte? Als er nicht weitersprach, nicht fragte, sondern mit entspanntem Gesichtsausdruck weiter aß, ergriff sie die Chance zur Flucht.

„Es ist wohl nicht zu übersehen, dass du mir gefällt. Dabei weiß ich nicht einmal, ob du nicht in einer Beziehung stehst. Ein bisschen naiv von mir, diese Möglichkeit außer Acht, ja geradezu übersehen zu haben.“ Sie wartete auf eine Reaktion, eine Antwort, und sah ihn an und sah, wie er sie beobachtete. Dann geschah, worauf sie schon die ganze Zeit so sehnsüchtig gewartet hatte. Er legte den Pizza-Karton ins Gras, ging um ihren Liegestuhl herum, kniete sich zu ihr

herunter und küsste sie. Lang und innig. Sie spürte, wie sich alles in ihr zusammenzog, wie ihre Brüste fest wurden, und sie wusste, dass sich ihre Nippel jetzt durch den dünnen Stoff abzeichneten.

„Ich bin solo, ein Vagabund, immer auf Achse. Oft wird es nachts spät. Da bleibt wenig Raum für eine feste Liaison. Frag nicht, ob es nicht auch anders ginge. Bestimmt geht es auch anders. Vor allem wenn nicht mehr Freiburg meine Ausgangsbasis wäre. In Metropolen könnte ich lokal arbeiten oder abends noch nachhause zurückkehren. Das ist ein Standortnachteil hier, so sehr ich die Region liebe.“ Er kniete noch immer neben ihr. Ihr fiel Christiaans Weisheit ein ‚Provinz ist keine Frage des regionalen, sondern des geistigen Standortes.‘ Es gibt eben Ausnahmen, widersprach sie Christiaan im Geiste.

Sie streichelte Leopolds Hand die sie durch den Stoff auf ihrer Brust spürte. „Du darfst das Häuschen nicht aufgeben – noch nicht. Ich brauche noch drei Semester. Dann gehe ich mit dir wohin du willst.“ Sie war verliebt und meinte es ernst.

Leopold kehrte zu seiner Liege zurück. Sie sah ihm an, dass er begriffen hatte, wie ernst es ihr war. Kurz überlegte sie, ob sie ihn überfahren hatte.

„Was sind deine Pläne“, fragte er in die entstandene Stille hinein. „Was erwartest du vom Leben? Ich

weiß, das sind sehr allgemeine, geradezu banale Fragen. Aber man kommt doch meist vom Großen zum Kleinen.“

„Vom Großen zum Kleinen“, wiederholte sie die Frage und überlegte. „Ich möchte beide Studien nicht nur gut, sondern mit Top-Noten abschließen. Eigentlich muss ich promovieren, um als Biologin überhaupt Chancen auf eine Stelle zu haben. Ich sehe mich aber in keinem Fall in der Forschung. Daher das parallele betriebswirtschaftliche Aufbaustudium für Naturwissenschaftler. Von dem Studiengang erwarte ich mir einen Mehrwert gegenüber einem Doktor-Titel, der mich nur viel Zeit kosten würde. Schließlich ist nicht die Forschung, sondern das Schnittstellenmanagement von F&E-Projekten mein Ziel.“

Leopold verharrte regungslos. Hoffentlich hielt er sie nicht für durchgeknallt, für eine überspannte Kuh, sorgte sie sich.

„Zum Kleinen“, fuhr sie verhaltener fort und wollte bescheidener klingen. „Bis zum heutigen Tag finde ich es schade, keine Geschwister zu haben. Zwei oder mehr Kinder wünsche ich mir. In den kommenden Jahren steht aber erst einmal der Beruf im Vordergrund um die Basis zu schaffen, Kinder und Arbeit unter einen Hut zu bekommen.“

Sie verstummte – und war überrascht. Noch nie hatte sie ihre Lebensvision so systematisch zusammengefasst. Ein ganzes Leben in zehn Sätzen. Ihre zehn Gebote.

Abermals verspürte sie dieselbe Unruhe wie eben zuvor und hoffte, Leopold nicht überrollt zu haben, so wie schon so manchen Mann? In die herrschende Stille hinein fragte sie: „Und du?“

„Ich bin das dritte von fünf Kindern. Mein älterer Bruder Jakob und meine jüngste Schwester Judith haben bereits Kinder. Meine ältere Schwester Sophie und mein jüngerer Bruder Paul sind wie ich auch unverheiratet und kinderlos. Das Altersspektrum meiner Nichten und Neffen reicht von zwölf Jahren bis ein paar Monate. Insgesamt haben unsere Eltern sieben Enkel. Soweit die Statistik. Es ist immer ziemlich turbulent, wenn zuhause ein Familientreffen ansteht, wie zu Weihnachten, wenn alle kommen.“

„Das hätte mir gefallen, würde mir gefallen, immer was los“, platzte es aus ihr heraus. „Aber ich weiß, du wirst mir gleich erklären, dass es Eifersüchteleien und gegenseitige Abneigungen zwischen Geschwistern oder angeheirateten Schwägerinnen und Schwägern gibt. Wie auch immer. Ich habe mir immer eine große Familie gewünscht.“

Dann war sie wieder still. Etwas an Leopolds Schilderung ließ sie stocken. Er hatte nur über seine Familie, die Statistik, gesprochen. Über sich, sein Leben, über seine Pläne und Ziele, hatte er aber nichts gesagt. Hatte er keine Pläne und keine Ziele? Oder wollte er nicht darüber sprechen? Es brannte ihr unter den Nägeln ihn danach zu fragen, hielt sich aber zurück. Sie hatte das Gefühl, schon viel zu viele Bälle in die Luft geworfen zu haben.

Die Hitze ließ zum späten Nachmittag hin nicht nach, im Gegenteil, sie stieg nochmals an.

„Lass uns auf die Anhöhe gehen. Dort weht meist ein leichter Wind“, schlug Leopold ihr vor. Die Entfernung war kurz. Der Wind erwies sich mehr als Föhnstrahl denn als Abkühlung. Sie stellte sich in den Luftstrom. Leopold trat hinter sie, legte seine Arme über ihre Schultern und deutete in Richtung seines Häuschens unten im Tal. Die Abendsonne stand niedrig. Taraneh genoss ihr Wohlbehagen – und ihre Lust. Sie spürte Verlangen – das Verlangen, mit ihm schlafen zu wollen – heute Nacht, in seinem Häuschen. Sie umfasste seine Handgelenke, hob die Arme von ihren Schultern, führte die Arme um ihren Körper und legte seine Hände auf ihre Brüste. Dann schob sie das Becken gegen seinen Schoß und kreiste unmerklich.

Sie bemerkte, eifersüchtig zu sein – auf Leopolds große Familie. Wie würde es sein, mit einer so großen Familie Weihnachten zu feiern oder für gemeinsame Ferien ein Sommerhaus zu mieten? Ja. Sie wollte eine Familie, eine große Familie, mit Kindern – und das alles mit diesem Mann. Dass sie Leopold noch kaum kannte, genau genommen erst einen flüchtigen Abend, und einen verträumten Nachmittag lang, hinderte sie nicht daran, ihre Gedanken überschwänglich fliegen zu lassen.

Nachfassen

Sie kaufte sich ein klappriges Auto und hielt sich fortan fast nur noch bei Leopold auf. Es waren kaum vier Wochen vergangen, als sie feststellte, dass fast alle ihrer persönlichen Dinge in seinem Häuschen in Bötzingen versammelt waren. Nur zum Lernen und wenn Leopold verreist war, kehrte sie in ihr Zimmer in der Stadt zurück. Lena fing an, ihr Leid zu tun. „Fühlst du dich von mir im Stich gelassen oder irgendwie zu verraten?“, fragte sie Lena eines Tages.

„So ein Quatsch. Ich freute mich riesig für dich. Und weißt du was. So gut wie alleine zu wohnen ist manchmal ganz erholsam und gelegentlich sogar richtig praktisch.“

Sie sah auf Lenas Antlitz ein verklärtes Lächeln liegen.

Im Herbst schlug Leopold ihr vor, zu seinen Eltern, die in Speyer lebten, mitzukommen.

„Was wird mich erwarten? Erzähle mir ein Bisschen von deiner Familie“, bat sie ihn auf der Fahrt.

„Neben meinen Eltern werden mein älterer Bruder Jakob mit Frau und ihren vier Kindern da sein, und Sophie, meine ältere Schwester, die ohne Mann und

Kind“, begann Leopold aufzuzählen. „Ferner kommt meine jüngere Schwester, Judith. Ich mag sie sehr. Sie hat leider einen furchtbar langweiligen Mann mit dem wunderbaren Namen Edwin. Very British. Die beiden kommen mit ihren drei Kleinen im Schlepptau. Mit all den Namen meiner Nichten und Neffen will ich dich erst gar nicht belasten.“

War das alles? Während Leopold weiterfuhr, schaute sie zu ihm herüber, fragte ihn aber nicht weiter aus.

„Hast du den Überblick verloren?“, fragte er. Er schien ihren Blick gespürt zu haben.

Sie streckte ihm die Zunge raus.

„Alle sind sehr gespannt auf dich, denn abgesehen von ein paar Mädels während der Schulzeit und zu Studienbeginn, habe ich schon lange keine Freundin mehr nach zuhause mitgebracht. Sie werden dich mit Fragen löchern, und meine Mutter wird dich vereinnahmen. Ich glaube, sie wird froh sein, den Beweis vor Augen zu haben, dass ich doch nicht schwul bin.“ Er lachte. „Oder was sie sonst so denkt, warum ich keine Damen mehr mitgebracht habe.“

„Keine Sorge, ich werde mich zurückhalten. Keiner soll auf die Idee kommen, dass ich ihnen ihren Leopold wegnehme, obwohl ich das in gewisser Weise ja tue. Zudem ist es ja so. Wenn ich das Studium

abgeschlossen habe, kommt erst mal ein Job ins Haus, statt Familienleben mit Kindern. Du musst eben damit leben, ein älterer Papa zu werden. Das kennst du ja. Wenn ich es richtig in Erinnerung habe, war dein Vater um die vierzig, als du zur Welt kamst. Aber ganz so lange musst du vielleicht doch nicht warten.“ Sie hatte ironisch klingen wollen.

„Gute Idee. Es sollten keine großen Zukunftspläne gesponnen werden. Da ist meine Familie groß drin. Kaum hat man sich versehen, werden aus Spinnereien feste Erwartungen. Darauf folgt Druck. Einfach im Hier und Jetzt bleiben.“

Sie hatte den Eindruck, dass Leopold das Thema mit seinem letzten Satz abschließen wollte, und beließ es dabei.

Bei der Ankunft im Haus seiner Eltern beobachtete sie das große Hallo, mit dem Leopold in Empfang genommen wurde – und spürte den Rückhalt, den er in seiner Familie genoss. Auch sie wurde herzlich willkommen geheißen und sie erkannte alsbald, dass Leopold die Situation richtig eingeschätzt hatte: Seine Mutter und vor allem die Schwägerin unternahmen mehrere Anläufe, um ihr zu einer gemeinsamen Zukunft mit Leopold auf den Zahn zu fühlen. Lakonisch und mit einer gewissen Freude am Ausweichen, lenkte sie die Fragen auf das noch laufende Studium

um, ließ offen, wie lange dies noch dauern würde, man wisse ja nie, und erklärte, dass sie dann erst einmal eine Stelle annehmen wolle. Sie spürte Leopolds Blicke während dieser Gespräche und war sich sicher, dass er froh darüber war, wie sie sich nicht von der fröhlichen Familienstimmung verführen, ja einlullen ließ.

Auf der Heimfahrtfahrt, spätabends, gingen ihr die Stunden in Leopolds Familie durch den Kopf.

„Warum waren die Kinder deines Bruders eigentlich kaum zu sehen? Du als Onkel hättest doch Ziel ihres Interesses sein können?“

Leopold schwieg. Kurz zuckte er mit den Schultern und ließ die Frage wie einen nicht ausgesprochenen Gedanken im Raum stehen. Sie dachte zurück an ihren ersten Besuch bei Leopold, als sie im Garten saßen und Pizza gegessen hatten. Auch damals hatte er bei einem Thema den Gesprächsfaden fallen gelassen und geschwiegen. Welches Thema war es, auf das er nicht eingegangen war, vielleicht nicht hatte eingehen wollen, genauso wie jetzt auch wieder? Die gleiche Unsicherheit wie damals breitete sich bei ihr aus. Diesmal fasste sie nach.

„Leopold. Sag was dazu.“

„Ich weiß es nicht. Ich werde mit den Kindern nicht warm. Worüber sollen wir reden? Über die Schule?“

Ob sie im Sportverein sind? Wie die Ferien waren? Das langweilt die doch genauso wie mich“, murmelte er.

Später, nachdem die Dinge zwischen ihr und Leopold eine andere Wendung genommen hatten, dachte sie öfter an diese Rückfahrt. Hätte sie da schon wacher sein und nochmals nachfassen sollen, ja müssen?

Die Zeit galoppierte

Als Weihnachten näher rückte, fuhr sie mit Leopold nach München und stellte ihn Lilli und Anton vor. Leopold war für ein Adventskonzert in der Allerheiligen-Hofkirche in der Residenz, für ihn einer der anmutigsten Konzertsäle überhaupt, engagiert.

Es war Leopolds erste Begegnung mit Taranehs Eltern. Lilli begrüßte ihn in ihrer überschwänglichen Art, duzte ihn von Anbeginn und wollte, dass er sie Lilli nannte. Anton blieb nichts anderes übrig, als sich mit Anton vorzustellen und so zu signalisieren, ebenfalls mit einem du einverstanden zu sein. Taraneh hatte nichts anderes erwartet. Vielleicht hätte sie Leopold auf die Vereinnahmung durch ihre Mutter vorbereiten sollen. Andererseits. Auch seine Eltern hatten sie von Anbeginn offen empfangen, auch wenn es bisher beim Sie geblieben war. Sie führte das auf das höhere Alter seiner Eltern gegenüber Lilli und Anton zurück.

Am Tag nach ihrer Ankunft verließ Leopold mittags das Haus, um zur Orchesterprobe in die Innenstadt zu fahren. Abends folgte Taraneh ihm mit ihren Eltern. Leopold hatte beste Karten in der achten

Reihe, Mitte, für sie besorgt. Er hatte ihnen erklärt, Plätze, die nicht in den ersten Reihen lagen, zu bevorzugen. Der Abstand wäre nötig, um Musiker und Musik zur Gänze zu erfassen. Am Ende des Konzerts konstatierte Anton gegenüber Lilli, es müsse ja wohl ein großartiges Konzert gewesen sein, wenn er den Beifall bemaß, der ihn eben geweckt habe.

„Lass das bloß nicht Leopold hören“, spitzte sie ihn an.

Als Leopold wenig später aus der Garderobe kam, meinte er trocken: „Na Anton, du musst ja sehr ergriffen gewesen sein, wenn du die Augen im Stadium höchster Konzentration konstant geschlossen halten hast.“

„Ja, ja. Du hast vollkommen Recht. Ich war wirklich höchst konzentriert. Eine meiner Stärken.“

Alle lachten worüber Taraneh erleichtert war.

Wenig später saßen sie auf einen Drink in einer Bar.

„Was macht ihr Weihnachten, wollt ihr zu uns kommen? Es kommen natürlich auch Rainer und Peter – eben wie immer“, plauderte Lilli. Anton, eben auch wie immer, sagte fast nichts.

„Darüber haben wir auch schon gesprochen. Schön, dass ihr uns fragt. Bei Leopolds Eltern sind schon drei seiner Geschwister, teils mit Eheanhang, und sieben Kindern. Da dachten wir uns, es wäre

schön, zu euch zu kommen. Und Leopold“, sie legte ihre Hand auf seine und sah ihn an, „wäre wohl froh, nicht wie jedes Jahr von seiner Großfamilie umringt zu sein.“

Im folgenden Frühjahr schloss Lena das Studium ab, worauf die Freundinnen die Wohnung in Freiburg aufgaben. Taraneh zog endgültig zu Leopold. Zwölf Monate später war auch sie mit ihren beiden Studien fertig. Ihr Fazit: Nochmals würde sie nicht auf zwei Examen gleichzeitig lernen. Ihr Lohn. Die Entscheidung gegen eine Promotion und für das parallele Betriebswirtschaftsstudium bescherte ihr eine Anstellung an einem Forschungsinstitut der Technischen Universität in München. Die Frage des künftigen Lebensmittelpunktes war somit auch für Leopold geklärt. Sie bezogen in der Au eine Wohnung, die groß genug war, um Leopolds Konzertagentur, zu der zwischenzeitlich zwei Mitarbeiter gehörten, mit aufzunehmen. Taraneh sah diese Räume einstweilen als künftige Kinderzimmer vor. Sie richteten sich in der Wohnung, in ihrem beruflichen Alltag und in der neuen Umgebung ein. Die Zeit galoppierte, angefüllt von großartigen musikalischen Höhepunkten für Leopold, an denen Taraneh, wann immer möglich, teilnahm, und mit Reisen und Treffen im Freundeskreis und innerhalb der Familien.

Die Gestaltung ihrer weiteren Zukunft klammerten sie einstweilen noch aus, obwohl sich Taraneh gelegentlich fragte, ob es ihr nicht doch schmeicheln würde, einen Heiratsantrag von Leopold zu bekommen. Den Kinderwunsch müssten sie ja nicht gleich umsetzen, ergänzte sie ihre Gedanken.

Wespennest

Vier Jahre nach dem Umzug nach München, erhielten sie eine Einladung zum fünfundsiebzigsten Geburtstag von Gisela, Leopolds Mutter.

„Es wird ein großes Fest, mit einem Zelt im Garten, mit Platz für hundert Gäste zum gesetzten Essen und mit einer Tanzbühne“, erzählte Gisela voller Vorfreude am Telefon. Die Gastgeber wollten die Familie und ihre Freunde rundum verwöhnen, und Helmuth wollte seiner Frau einen unvergesslichen Geburtstag bereiten. Taraneh freute sich auf die Feier. Über die Jahre hatte sie zu Gisela und Helmuth ein herzliches Verhältnis aufgebaut.

Für den Anlass, aber auch um sich selbst und Leopold zu gefallen, erstand sie ein sündiges Abendkleid, hauteng und mit gewagt tiefem Rückenausschnitt. Bereits am Freitag führen sie nach Speyer, um im Kreise der Familie schon ein bisschen vorzufeiern.

Die Zahl der Nichten und Neffen hatte sich seit ihrem ersten Besuch nicht erhöht. Paul, der jüngere Bruder, hatte allerdings kürzlich geheiratet, weswegen er und seine Frau Dorothee zu fortgeschrittener Stunde

mit Spitzen, wann sie denn die Schar der Cousinen und Vettern erweitern würden, traktiert wurden.

Sophie, Leopolds ältere Schwester, saß neben Taraneh. Leise und nur für Taraneh hörbar, fragte sie „Verzichtet ihr ob Leopolds Zeugungsunfähigkeit eigentlich ganz aufs Heiraten?“

„Wieso zeugungsunfähig?“, fragte Taraneh unbekümmert zurück. „Wir haben besten Sex, auf den ich nicht verzichten wollte. Ich kann dir versichern, deinem Bruder diesbezüglich nur Bestnoten ausstellen zu können. Als Frau mit vitalem Vorleben weiß ich, wovon ich spreche.“

Sophie antwortete einen Moment lang nicht. Dann fuhr sie mit nochmals gesenkterer Stimme fort, so dass Taraneh sie fast nicht verstand.

„Dir als Biologin muss ich den Unterschied zwischen Impotenz und Zeugungsunfähigkeit ja wohl nicht erklären.“

Da hast du wohl Recht, antwortete Taraneh stumm, und hörte den ironischen Unterton in ihrem Gedanken.

„Aber ich glaube“, hörte sie Sophie sagen, „ich habe da gerade in ein Wespennest hineingestochen. Bitte entschuldige, und bitte sage jetzt nichts weiter.“

Taraneh schwieg. Sie wusste für den Augenblick nichts mit dem Gespräch und mit sich anzufangen.

Irgendetwas war gekippt. Was lief hier ab?, durchbohrte es sie.

„Bitte erklär mir das Wespennest“, forderte sie Sophie auf, die steif dasaß und ihrem Blick auswich. Sie konnte Sophies Anspannung greifen. Die anderen Familienmitglieder waren weiter mit ihrem lebhaften Gespräch befasst, das ihr jetzt hysterisch vorkam.

„Leopold ist seit Jahren zeugungsunfähig“, begann Sophie leise zu sprechen. „Er hatte sich bei Jakobs ältestem Sohn mit Mumps angesteckt. Der Krankheitsverlauf war für Leopold kritisch. Er musste ins Krankenhaus. Zurückgeblieben ist seine Zeugungsunfähigkeit. Es tut mir schrecklich leid, dass ich das Thema so unbefangen angesprochen habe. Wie naiv, wie taktlos von mir. Für mich, für uns alle stand außer Frage, dass du das weißt. Schon wegen der Verhütungsfrage.“ Sophie stand auf und verließ mit schnellen Schritten den Raum. Nur Taraneh sah noch die Tränen ihre Verzweiflung.

Taraneh wahrte die Fassung. Nicht aus Souveränität, sondern weil sie nichts verstand. Eine Welt um sie herum, begann zu zerfallen. Sollte sie das glauben? Sie versuchte, sich zu orientieren. Sie musste es glauben. Sophie war ein zuverlässiger Mensch. Und so etwas dachte sich niemand aus. Warum auch. Aber Leopold. Auch er hatte sie nie enttäuscht. Nie hatte er

ihr Anlass gegeben, an ihm zu zweifeln. Was ist das hier? Ein Phantom?

„Wo bist du mit den Gedanken?“, hörte sie plötzlich Giselas Stimme. Mit kurzer Verzögerung stand sie auf und stellte sich zu ihr.

„Ich bin todmüde. Ich glaube, ich muss einfach ins Bett. Schlafen. Morgen wird es ein langer Tag.“

Wenig später fuhr sie mit Leopold in das nahegelegene Hotel. Sofort stellte sie sich schlafend. Aber sie konnte nicht schlafen. Unendliche Gedanken, Zweifel und Verzweiflung, Wut, Zorn und Rachegefühle, und wieder Verzweiflung peinigten sie. Ihr kamen die Beobachtungen zu Leopolds Verhalten im Umgang mit seinen Nichten und Neffen in den Sinn. Vielleicht lag seine Zurückhaltung, seine oft abweisende Haltung Kindern gegenüber, an seiner Zeugungsunfähigkeit? Sie wusste es nicht. Sie wusste nur eins. Dass sie im Augenblick nichts wusste und nichts verstand.

Trügerische Glückseligkeit

Am nächsten Tag durchlebte sie die Stunden bis zu Giselas abendlicher Geburtstagsfeier wie in Trance. Sie beschloss, so gut wie möglich Haltung zu wahren. Sie wollte Gisela und Helmuth das Fest nicht verderben. Leopold würde sie auf der Rückfahrt nach München zu ihren neuen Erkenntnissen zur Rede stellen. Die Zeit bis zum Abend überbrückte sie mit einer Massagesitzung und einem Friseurtermin. Beides hatte sie vor der Anreise vereinbart. Sie tat alles, um Leopold aus dem Weg zu gehen, und auch Sophie. Sie war nicht sauer auf sie. Aber sie wusste nicht, wie sie bei einem Zusammentreffen mit ihr reagieren sollte. Würde sie Sophie mit Fragen löchern und sich selbst noch weiter in die Tiefe reißen?

Als sie in ihrem Kleid, perfekt geschminkt und frisiert, fertig für den großen Auftritt, im Hotelzimmer vor dem Spiegel stand, konnte sie alledem nichts mehr abgewinnen. Das Kleid saß perfekt, hauteng. Schmuck hatte sie keinen mitgebracht. Sie hatte ganz auf die Wirkung des Kleides setzen wollen. Die Verkäuferin hatte ihr unverblümt geraten, keinen Slip unter dem Kleid zu tragen. Kein Abdruck eines

Wäschestücks sollte sich abzeichnen und ihre Silhouette unterbrechen, stören. Noch nie war sie ohne Slip ausgegangen. Dieser Gedanke hatte ihre Fantasie beflügelt und sie war sich sicher gewesen, Leopold mit ihrem Auftritt herauszufordern. Sie hatte sich auf seine Blicke gefreut. Seit dem Gespräch mit Sophie waren alle frivolen Gedanken verflogen. Es war ihr egal, dass sich ihr Slip abzeichnete. Und sie fand, dass sie schlecht, alt und grau aussah. Leopold war den Tag über mit Telefonaten und Vorbereitungen für eine Konzertreihe beschäftigt gewesen. Er zog sich erst spät um und merkte nichts von ihrer Verzweiflung und Zerrissenheit. Als er ihr Kleid sah, pfiff er anerkennend.

Sieht er nur das Kleid oder auch mich?, fragte sie sich.

Schweigend ließen sie sich von einem Taxi zum Haus seiner Eltern fahren. Sie fühlte sich wie ein Geist, sah sich nur äußerlich, und spürte nichts. Nicht die Rückbank auf der sie saß, das Vibrieren des Wagens, die Musik die spielte, Leopolds Hand, die ihre hielt. Während des Essens im Festzelt, saß sie mit Leopold am selben Tisch, aber zu ihrer Erleichterung nicht neben ihm. Nach dem Essen, fingen Gäste an zu tanzen. Sie entzog sich dem Treiben und wandte sich den anwesenden Kindern zu. Um elf Uhr kam Gisela

und mahnte an, dass es für die Jugend an der Zeit sei, ins Bett zu gehen. Dann sah sie zu Taraneh, die in Giselas Augen ein Leuchten sah.

„Kompliment für das aufregende Kleid. Ich weiß es zu schätzen, dass du dich für den heutigen Abend, sozusagen für mich, so herausgeputzt hast. Leopold wird sicher ganz verzückt nach deiner Erscheinung sein.“ Dabei zwinkerte sie mit einem Auge. „Ich stelle aber auch fest, dass du müde aussiehst.“ Dabei strich sie Taraneh mit dem Handrücken zärtlich über die Wange. „Hast du so viel zu tun – oder ist doch was Kleines unterwegs?“ Gisela senkte mit einem glücklichen, oder war es ein hoffnungsvolles Lächeln? den Blick.

Taraneh glaubte, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Sie musste sich buchstäblich bei Gisela festhalten. War das eine Treibjagd? Waren das zufällig aneinandergereihte Taktlosigkeiten? Oder bewusste Provokationen? Nein. Gisela war der Inbegriff von Ehrlichkeit, von Sanftmut und Rücksichtnahme. Was steckte dann dahinter?, fragte sie sich. Seit vierundzwanzig Stunden passte nichts mehr zusammen. Nichts ergab mehr Sinn. Sie blickte Gisela an und entdeckte ein fast naives Lächeln auf ihrem Gesicht. Da dämmerte ihr eine Vermutung. Ein Verdacht. Gisela hegte die Hoffnung, dass Leopold doch wieder

zeugungsfähig geworden war. Dafür gab es medizinisch eine geringe Chance. Das hatte sie zwischenzeitlich ermittelt. Sie ahnte, dass Gisela ihr angestrenktes Aussehen wohl als Folge einer Schwangerschaft einstuft. Sie lachte auf, wollte ironisch, ja sarkastisch klingen. Es gelang ihr nicht. Sie hatte ihre Stimme nicht unter Kontrolle.

„Ich sehe mal, ob ich der Kinderfrau beim Zubettbringen der Kinder helfen kann“, sagte sie, wandte sich ab und ging, damit Gisela ihre Tränen nicht sah.

Gisela war stolz, glaubte, ein kleines Geheimnis entschlüsselt zu haben. Sie ging zu Leopold, nahm seine Hände und lächelte ihn an, wie es nur eine Mutter kann, die über alle Maße stolz auf ihr Kind war.

„Gratuliere Euch. Was für eine Überraschung. Endlich wächst die Familie wieder.“

Verständnislos sah er seine Mutter an und erkannte ein Strahlen auf ihrem Gesicht, wie er das noch nie bei ihr erlebt hatte. „Bitte. Klär mich auf. Um was geht es? Wozu gratulierst du uns, und wer ist das ‚uns‘?“

„Na, dir und Taraneh. Wem denn sonst? Tu doch nicht so. Ich habe es Taraneh angesehen, und sie hat mir stillschweigend bestätigt, dass was Kleines unterwegs ist.“

Leopold zwang sich zu einem Lächeln. Er wusste, dass seine Mutter eine Realistin war und mit solchen Themen keine Scherze machte. Schon gar nicht an einem Abend wie dem heutigen. Es musste etwas anderes dahinterstecken. Er hatte nur einen Gedanken. Nur jetzt nichts Falsches sagen um weitere unnötige Irritationen zu vermeiden. In dem Moment kam sein Vater. Gisela weihte ihren Mann sogleich in die Neuigkeiten ein, worauf Helmuth seinen Sohn in die Arme nahm und herzlich drückte.

„Ich freue mich so für euch. Wo ist sie denn, deine Taraneh?“

Das wollte er auch wissen. Seine Verwirrung wich. Panik und Wut setzten ein. Er war sich sicher, dass Taraneh nicht schwanger war. Und wenn doch? Von wem? Nicht von ihm, das wusste er genau.

„Das wüsste ich auch gern. Ich gehe sie suchen.“ Leopold war froh, der trügerischen Glückseligkeit seiner Eltern zu entkommen. Ihm fiel gerade noch rechtzeitig ein, sie zu bitten, mit niemandem über die Neuigkeit zu sprechen.

Irrgarten der Nachrichten

Er wusste nicht, wo er sie suchen sollte. Schließlich ging er ins Haus und fand sie bei der für den Abend engagierten Kinderfrau. Zusammen waren sie dabei, die Kinder ins Bett zu bringen.

„Kann ich dich bitte einen Augenblick sprechen?“ In seiner Stimme erkannte Taraneh Anspannung.

„Gehen Sie nur, ich komme schon zurecht“, ermunterte die Kinderhilfe sie.

Taraneh wandte sich zum Gehen.

„Lass uns ins Wohnzimmer gehen. Ich muss dich etwas fragen.“

Sie erkannte, wie Leopold versuchte, die Fassung zu wahren. Sie ging schweigend voraus und blieb mitten im Raum stehen. Sie wollte sich in keinem Fall setzen. Vielleicht weil sie spürte, so die Kontrolle über sich und die Situation besser behalten und jederzeit den Raum verlassen zu können.

„Taraneh, ich bin verwirrt. Oder meine Mutter ist es. Oder“, er zögerte „es liegt ein Irrtum vor. Meine Mutter gratulierte mir eben zu deiner Schwangerschaft und dazu, dass wir Eltern werden. Wie kann das sein?“

Sie kannte jetzt nur eine Richtung: Raus aus dem Irrgarten unwürdiger und demütigender Nachrichten und Gefühlen.

„Wie wird man schwanger?“, ging sie auf Leopolds Frage ein. Sie sah ihn mit scharfem Blick an und gab sogleich selbst die Antwort. „Na, durch Vögeln. Und das tun wir doch nicht gerade selten. Oder?“

Leopold schwieg. Sie wartete ab. Sie war auf seine Interpretation der Ereignisse gespannt. Würde Sophies fatale Nachricht jetzt auch für sie zur Tatsache, zur Gewissheit, oder würde sie neue Aspekte, oder vielleicht neue Lügen aufgetischt bekommen?

„Was soll ich sagen“, setzte Leopold an, „warum erfahre ich die Nachricht nicht als Erster und von dir, sondern von meiner Mutter, die es auch gleich meinem Vater erzählt hat?“

„Deine Mutter hat nichts von mir erfahren. Sie glaubt, es mir anzusehen. So wie Frauen eben manchmal glauben, anderen Frauen anzusehen, dass sie schwanger sind.“ Bewusst ließ sie ihn im Unklaren darüber, ob sie schwanger war. „Du hättest es ansonsten in jedem Fall zuerst erfahren – und zwar von mir.“

Leopold schluckte. „Was hätte ich in jedem Fall als Erstes von dir erfahren? Dass du mit einem anderen Mann schläfst und ich jetzt dessen Kind als meines anerkennen und ausgeben soll. Oder dass du künftig

mit dem Vater des Kindes, statt mit mir, leben wirst?“ Leopolds Stimme klang scharf, und er war laut geworden.

„Was meinst du mit ‚einem anderen Mann‘? Ich komme jetzt nicht mit.“ Taraneh nahm die Rolle an, die er ihr zugewiesen hatte. „Ich wollte immer Kinder“, fuhr sie fort. „Darüber haben wir schon am ersten Tag bei dir im Garten in Bötzingen gesprochen. Wir haben uns seither gut genug in unserem gemeinsamen Leben eingerichtet, um möglicherweise bereit für ein Kind zu sein. Oder hast du doch keine Lust auf Kinder? Bevor wir das klären, möchte ich allerdings erst eines von dir wissen: Was soll das Gerede von einem anderen Mann? Sag es mir.“ Die letzten drei Worte hatte sie ihm ins Gesicht geschleudert.

Sie zitterte innerlich und krampfte ihre Hände so fest zu Fäusten zusammen, dass sie ihre Handrückenknochen weiß durchschimmern sah.

Leopold saß auf dem Sofa, sagte nichts und starrte an die Zimmerdecke. Sie wartete ab und vermutete, dass er nach Erklärungen suchte. Auf weitere Ausreden hatte sie aber keine Lust mehr und kam ihm zuvor.

„Kann es sein, dass du zeugungsunfähig bist?“

Kann es sein, dass du mich all die Jahre angelogen und mich bewusst in dem Glauben gelassen hast, dass wir eines Tages Kinder haben würden?

Kann es sein, dass es dir gleichgültig war, dass du mich all die Jahre unnötigerweise die Pille hast nehmen lassen?“

Staccatoartig schmetterte sie ihm einen Satz nach dem anderen entgegen.

„Hast du kein Vertrauen zu mir und in dich selbst?

Glaubst du, dass ich aufgrund deiner Zeugungsunfähigkeit nicht zu dir gestanden hätte?

Warum hast du mir nicht die Chance gegeben, selbst darüber zu entscheiden, ob ich mir nicht auch ein Leben ohne Kinder, nur mit dir, vorstellen könnte?

Oder warum hast du uns nicht gemeinsam die Möglichkeit eröffnet, über eine Adoption zu sprechen?“

Sie war fast fertig. Sie spürte jetzt nur noch einen Wunsch. Endgültig einen Schlusstrich unter den Spuk zu setzen. Sie holte Luft, um zum letzten Punkt zu kommen, um zum letzten Schlag auszuholen.

„Kann es sein, dass dir deine Zeugungsunfähigkeit gerade recht kam, weil du gar keine Kinder möchtest? Mit der Verheimlichung deiner Zeugungsunfähigkeit hast du eine unverzeihliche Lüge begangen. Du hast

mich hinsichtlich meines sehnlichen Wunsches, meines elementaren Lebenstraums, Kinder haben zu wollen, hintergangen, betrogen und bestohlen. Deine Unfruchtbarkeit hättest du mir, als unsere Beziehung dabei war, einen ernsten Charakter anzunehmen, offenbaren müssen. Du wusstest genau, dass eine große Familie meine Hoffnung war“ – und schob leise nach „und bis heute ist.“

Ihr war zum Heulen. Sie verkniff sich aber jede erkennbare Gefühlsregung.

„Ich frage mich, was dich zu diesem Lügengebilde getrieben hat. Die Angst, mich zu verlieren? Das nehme ich dir nicht ab. Und wenn, wäre es eine unwürdige, erbärmliche Entschuldigung.“ Sie richtete sich innerlich auf und war sich der Situation und all dessen, was jetzt auf sie zukommen würde, bewusst.

„Mir zu unterstellen, dass ich mit einem anderen Mann schlafen würde, und dir ein Kind unterschieben wollte – um mit diesem Vorwurf, mit diesem Angriff, von deinem Versagen, von deinem Egoismus abzulenken – ist eine unvorstellbare Erniedrigung und ein Armutszeugnis. Auch für mich: Wie konnte ich dich so blind geliebt haben, dass ich die offensichtlichen Abgründe in deiner Persönlichkeit all die Jahre nicht wahrgenommen habe. Oder nicht wahrnehmen wollte?“

Schweigen.

Leere.

Erstaunt stellte sie fest, nicht einmal mehr Wut zu spüren. Sie wartete einige Augenblicke, ob Leopold noch etwas sagen würde. Dann ging sie zur Tür. Kurz blieb sie noch einmal stehen und wandte sich ihm mit einer Halbdrehung zu. „Ich bekomme übrigens kein Kind. Weder von dir noch von sonst jemandem. Gisela, ich meine deine Mutter, hat sich da in wabernde Hoffnungsfantasien verirrt. Sie tut mir leid.“

Damit verließ sie das Zimmer.

Sie schlenderte in das Festzelt, ergriff unauffällig ihre Abendtasche und verließ die Geburtstagsgesellschaft. Nur wenige Minuten musste sie laufen, bis sie ein Taxi anhalten konnte, das sie zum Hotel brachte. Rasch tauschte sie das Kleid gegen Hose, Bluse und Jacke. Das Kleid und der Rest ihrer Habseligkeiten flogen in ihre Reisetasche, und schon saß sie wieder im Taxi, das vor dem Hotel auf sie wartete. Auf der Fahrt ins Hotel, hatte sie mit dem Fahrer einen Festpreis für die Fahrt nach München vereinbart. Die Kosten waren ihr egal. Sie wollte nur eins. Weg. Dabei wusste sie, dass sie künftig einige Menschen vermissen würde, allen voran Gisela, die sie als aufrichtigen und warmherzigen Menschen schätzen gelernt hatte.

Auf der Fahrt durch die schwarze Nacht entschied sie, sich zum Haus ihrer Eltern bringen zu lassen. In keinem Fall wollte sie in die Wohnung in der Au, auch wenn Leopold nicht da sein würde. Leise schloss sie die Haustür auf und spürte nur noch den Wunsch, so schnell wie möglich ins Bett, in ihr früheres Kinderzimmer, das zwischenzeitlich zum Gästezimmer umgestaltet worden war, zu kommen. Als sie aufsperrte, brannte Licht in der Diele. Ihr bot sich ein Bild, bei dem sie nicht wusste, ob sie lachen oder schreien sollte. Ein Kleid ihrer Mutter lag mitten im Flur auf dem Boden, ein Pumps stand auf der ersten Treppenstufe, der zweite lag einige Stufen höher. Antons Spuren bestanden aus zurückgelassenen Slippers, die er unkontrolliert abgeschossen haben musste und seinem Hemd, dass an der Klinke der Wohnzimmertür hing. Ihre Eltern hatten offensichtlich noch immer ein fantasievolles Liebesleben, sinnierte sie, während sie vor den Trümmern einer Beziehung stand.

Ihr war zum Heulen. Aber sie hatte keine Kraft mehr für auch nur eine Träne.

4.

Neue Welt

Spielzeug Frank	243
Entschuldigungen	247
Drei Dinge	252
Zweite Chance	258

Spielzeug Frank

Sie trennte sich von Leopold ohne jede Aussprache. Sein jahrelanger Betrug war durch nichts zu rechtfertigen und unentschuldbar. Es gab nichts mehr zu sagen. Wie Philipp sich einst ihr entzogen hatte, so verweigerte jetzt sie jedem Kontakt. Sie organisierte ihr Leben von Grund auf neu. In einem Wohnhaus ihrer Eltern im Stadtzentrum stand seit Kurzem eine Wohnung frei, da der darüberliegende Dachraum zu drei Appartements ausgebaut werden sollte. Lilli und Anton hielten die unter dem geplanten Umbau gelegene Wohnung für derweilen unvermietbar. Taraneh war die Belastung durch Staub und Lärm egal. Sie wollte Freiheit und Unabhängigkeit. Binnen Wochenfrist war sie eingezogen. Ihre persönlichen Dinge aus der Wohnung in der Au ließ sie von einer Spedition abholen. In keinen Fall wollte sie selbst dorthin. Sie ging jedem Risiko, Leopold zu begegnen, aus dem Weg. An keinem der zusammen mit ihm ausgesuchten Einrichtungsgegenstände hatte sie auch nur das geringste Interesse. Im Gegenteil: Soll er doch tagtäglich an seine Lügen erinnert werden, war ihr Grimm.

Sie steigerte sich in einen Rausch an Veränderungen. Innerhalb der Universität nahm sie eine neue Stelle an einer anderen Forschungseinrichtung an. Die Arbeit wurde ihr Lebensmittelpunkt. Zudem hatte es sie nur den Augenblick eines Augenaufschlags gekostet, ihre Eltern davon zu überzeugen, den Dachspeicher, statt in drei kleinere Einheiten, in eine weitläufige Wohnung mit Dachterrasse mit Blick über die Stadt, für sie umbauen zu lassen. Nach Abschluss der Umbaumaßnahmen zog sie in das oberste Geschoss, das ihr wie die Wohnstätte eines Türmers vorkam – und wie ihr Schutzturm. Sie gab sich ein Versprechen: Nie würde Leopold einen Fuß in die Wohnung setzen.

Erst allmählich ließ sie Besuche in der Wohnung zu und öffnete sich nur zögerlich neuen Begegnungen. Anlässlich ihres vierunddreißigsten Geburtstags gab sie erstmals wieder eine große Einladung – für vierunddreißig Personen. Christiaan, und auch Lena und Manon, waren derweil um ihr Liebesleben bemüht und stellten ihr potenzielle Anwärter vor. Aber keinem der drei gelang es, mit den von ihnen vorgestellten Kandidaten bei ihr zu punkten. Dafür ließ sich Taraneh in aller Heimlichkeit auf eine Beziehung ein – mit einem um etliche Jahre jüngeren Mann, mit Frank. Er war angehender Student der Architektur. Mal

sehen, überlegte sie, was dran ist an Christiaans Konzept – aus Sicht der Frau, aus ihrer Sicht, als der ältere Teil der Beziehung. Würde ein junger Liebhaber sie auf andere, heitere Gedanken bringen? Eine Bedingung hatte sie allerdings: Frank durfte nie bei ihr übernachten. Immer verließ er irgendwann nachts ihre Wohnung, um zu sich nachhause zurück zu kehren. Nach umtriebigen Wochen mit Frank wurde ihr aber klar, dass ihr jede Perspektive in der Beziehung fehlte. Zugleich gestand sie sich, ohnehin keine Erwartungen an eine Liebelei, an einen Liebhaber zu haben. Sie ließ das Abenteuer noch eine kleine Weile weiterlaufen, genoss es, verwöhnt zu werden, wenn ihr danach war, und hielt ihr Spielzeug Frank auf Warteposition, wenn sie anderes, besseres vorhatte. Schließlich beendete sie die Affäre – ein viel zu großes Wort, wie sie fand, für eine so kleine Geschichte. Als Frank ein letztes Mal die Wohnungstür von außen zuzog, war keine Spur von ihm übrig. Frank folgten einige weitere, mehr oder weniger amüsante Beziehungen. Sie zeichneten sich dadurch aus, dass jede kürzer war als die vorherige, und die Abstände dazwischen länger wurden. Keine der Liebschaften hinterließ irgendeinen Nachhall bei ihr. Niemandem, auch nicht Christiaan, erzählte sie davon.

Die Zeit verging, während derer sie immer wieder das Chanson „Das Spiel“ von Annett Louisan laufen ließ. Sie fand, dass der Song wie für sie, für diese Phase ihres Daseins geschrieben war. Irgendwann durchleuchtete sie die verflossenen Beziehungen und stellte sich auf ein Leben ein, in dem Partnerschaften nur eine untergeordnete und eigene Kinder gar keine Rolle spielen würden. Manchmal lag ihr ihre Mutter in den Ohren, sie solle sich doch einen netten Mann suchen, denn sie würde eines Tages doch gerne Großmutter werden. Das könnte doch nicht so schwer sein, lamentierte Lilli dann jedes Mal. Schließlich sei Taraneh eine attraktive Frau, bestens ausgebildet, habe eine angesehene Stelle und verfüge über ein gutes Einkommen. Diese Attacken Lillis und die Aufzählung ihrer Attribute empfand Taraneh jedes Mal als unpassend und taktlos, ja als übergriffig.

Entschuldigungen

„Meine Damen und Herren. Hier spricht nochmals Ihr Kapitän“, tönte es aus dem Lautsprecher über ihr. „In gut zwanzig Minuten landen wir in Stockholm. Herrliches Sommerwetter und Temperaturen bis 33 Grad erwarten uns. Ich hoffe, sie fühlen sich wohl an Bord und genießen noch den Rest des Fluges mit uns.“ Weiter hörte sie nicht mehr zu. Die Wetteraussichten waren genau nach ihrem Geschmack. Schon im Januar war Cecilias Einladung per Post eingetroffen – zu einer nachmittäglichen Fahrt mit einem historischen Dampfer zwischen den Inseln Stockholms, und, für den Abend, zu einem Sommerfest auf dem Familienanwesen, das auf der Insel Djurgården lag. Sie hatte Cecilia vor einigen Jahren auf einer Tagung kennengelernt und sie bereits einmal in Stockholm besucht. Sofort war für sie festgestanden, zu der Einladung zuzusagen. Und während sie noch mit der Einladungskarte in der Hand dagestanden hatte, hatte sie schon darüber gegrübelt, ob das Wochenende vielleicht einen stattlichen Schweden für sie bereithalten würde. Ihre letzte Liebelei war etwas her und sie hatte Anlehnungsbedürfnis verspürt.

Mit einem Taxi ließ sie sich vom Flughafen in ihr Hotel am Strandvägen fahren. Die Dampferfahrt begann um zwölfuhrdreißig, die Anlegestelle lag gegenüber von ihrem Hotel. Als sie an Bord kam, herrschte ausgelassene Stimmung unter den vielen Gästen. Cecilia stürzte sich auf sie, umarmte sie überschwänglich zur Begrüßung und nahm sie mit zu einer Gruppe von Freunden. Taraneh kannte einige von ihnen bereits von ihrem ersten Aufenthalt in Stockholm. Sofort war sie in die angeregte Unterhaltung eingebunden. Alle hatten unverzüglich auf Englisch umgeschaltet. Sie genoss die herzliche Aufnahme, das herrliche Wetter, den kühlen Weißwein und die Aussicht, als sie plötzlich von Cecilia unterbrochen wurde. Cecilia wollte ihr einen weiteren Gast vorstellen. Die dunklen Augen und die Gesichtszüge ihres neuen Gegenübers kamen ihr sofort bekannt vor. Und sofort schwante ihr nichts Gutes.

„Taraneh. Darf ich Dir Paolo vorstellen. Wir haben zusammen in Hamburg studiert, das heißt, ich studierte noch, während Paolo als Assistent an der Uni tätig war und seine Dissertation schrieb.“

Paolo. Das war das Stichwort. Augenblicklich wusste sie, woher sie ihn kannte. Er hieß Dr. Paolo Ruggieri. Er war Teilnehmer eines Kongresses an der Universität in München gewesen, für dessen

Organisation sie verantwortlich war. Sofort war ihr die Erinnerung an die erste Begegnung mit ihm wieder präsent. Ein unzugänglicher Zeitgenosse war dieser Dr. Ruggieri gewesen – spröde, fast unhöflich. Sie spürte keinerlei Lust und vor allem nicht die geringste Bereitschaft, sich hier, in dieser heiteren sommerlichen Atmosphäre, nochmals mit ihm abzugeben, gar sich seiner anzunehmen. Unverzüglich beschlich sie ein leiser Verdacht – oder zumindest eine Sorge: Wollte Cecilia den Gast bei ihr abladen, da sie selbst auch nichts mit ihm anzufangen wusste?

„Das ist ja eine nette Überraschung“, brachte sie immerhin über die Lippen. Sie sprach weiterhin Englisch.

„Ich freue mich auch, sie wiederzusehen.“, erwiderte Paolo – auf Deutsch. „Wir hatten damals bei der Konferenz in München ja kaum Gelegenheit, miteinander zu sprechen.“

„Oh. Sie erinnern sich an unsere Begegnungen. Das hätte ich nicht erwartet. Na ja. Gelegenheit, miteinander zu sprechen, hätten wir sicherlich gehabt. Aber mir schien, dass Sie kein besonderes Interesse an Gesprächen hatten – zumindest nicht mit mir“, gab sie spitz als Antwort.

Sofort ärgerte sie sich über sich selbst. Warum trat sie so kiebig auf? Sie spürte die verwunderten Blicke der umstehenden Gäste – und von Cecilia.

„Stimmt“, antwortete Paolo, „ich war in der Tat etwas unkommunikativ und habe dadurch vermutlich abweisend“, er überlegte kurz, „vielleicht sogar unhöflich gewirkt. Das tut mir wirklich leid. Ich weiß, dass Ihnen als Vertreterin der Universität die Rolle der Gastgeberin zugekommen war – und ich hatte versäumt, dies zu würdigen. Bitte entschuldigen Sie meine seinerzeitige Unhöflichkeit.“

Sie war verblüfft. Der Mann kann ja sprechen. Sogar ganze Sätze. Höflich und charmant kann er auch sein. Seine sonore Stimme mit dem italienischen Timbre entfaltete sofort die gleiche Wirkung wie damals auch.

„Ja, ich muss zugeben, dass sie es mir als ‚Gastgeberin‘ – wie sie das so galant formuliert haben – nicht gerade leicht gemacht hatten. Das ist aber kein Grund für meine Schärfe von soeben. Ich möchte mich auch entschuldigen. Ich hoffe, Sie nehmen die Entschuldigung ebenfalls an.“ Ihr wurde bewusst, dass sie sich schon lange nicht mehr von einem Mann so berührt gefühlt hat – und spürte ein Lächeln über ihr Gesicht huschen.

„Nun, nachdem jetzt fast alles geklärt wäre“, unterbrach Cecilia das Schweigen mit einer leicht künstlichen Heiterkeit, „muss ich Dir Paolo wieder entführen, da ich ihn auch noch anderen Gästen vorstellen möchte.“

Drei Dinge

War sie in ein Fettnäpfchen getreten, war Paolo Cecílias Freund?, schoss es ihr durch den Kopf, nach dem Cecilia mit ihm weitergegangen war. Sie musste das Thema klären und sich bei Cecilia entschuldigen. Gelegenheit bekam sie, als sie die Freundin allein übers Deck laufen sah.

„Bitte entschuldige meinen Ausrutscher von vorhin. Darf ich es Dir kurz erklären?“

Die Frauen stellten sich an den Bug und blickten zu der verwunschenen Parklandschaft beidseits des Kanals, auf dem das Schiff dahinglitt.

„Du weißt, dass solche Auftritte, wie ich ihn eben hingelegt habe, nicht meine Art sind. Meine erste Begegnung mit Dr. Ruggieri war aber einfach zu merkwürdig und ist mir in bleibender Erinnerung. Wie Du mitbekommen hast, war er zu einem Kongress in München. Drei Tage lang. Wie kaum ein anderer Teilnehmer hatte er mit exzellenten Beiträgen die Arbeitsgruppen bereichert. Darüber hinaus, war es aber unmöglich, auch nur den kleinsten Dialog mit ihm zu führen. Ich fing schon an, mich zu fragen, ob er als Kritiker und nicht aus wissenschaftlichem Interesse

teilgenommen hatte. Beim Abschlussempfang erspähte ich ihn alleine mitten im Gedränge. Bewusst war ich nochmals auf ihn zugegangen. Ich wollte wissen, was sein Interesse war. Wieder war er äußerst reserviert und ließ mich mit meinem Bemühen um ein Gespräch verhungern. Mir blieb unklar, ob er mit seinem Verhalten seine Geringschätzung dem Tagungsverlauf gegenüber zum Ausdruck bringen wollte – oder mir gegenüber. In diesem Moment hatte ich keine Lust mehr, mich mit ihm und seiner undurchsichtigen Rolle, oder waren es einfach schlechte Manieren, zu beschäftigen. Schließlich kann man es nicht jedem recht machen.“

Cecilia legte ihr den Arm um die Schulter.

„Kein Problem. Es ist nichts passiert. Ich kann Dein Verhalten sogar gut nachvollziehen. Auch ich habe seit Jahren Probleme im Umgang mit Paolo“, begann Cecilia zu erzählen. „Paolo ist seit einigen Jahren Witwer. Er lernte seine Frau Nicoletta in Hamburg kennen, als er dort Assistent an der Uni war. Nicoletta war eine fröhliche Frau und ebenfalls Italienerin. Sie heirateten und lebten in Mailand. Nicoletta war Einzelkind und bereits Vollwaise, als die beiden sich kennenlernten. Sie hing sehr an Paolo, und er war sich seiner besonderen Verantwortung ihr gegenüber bewusst.“

Beruflich war und ist Paolo häufig und weltweit auf wissenschaftlichen Expeditionen unterwegs. Das sind meist strapaziöse Reisen, oft in Regionen mit unwirklichen Bedingungen, sei es, dass die Infrastruktur nur rudimentär entwickelt ist, oder dass die klimatischen Verhältnisse extrem sind. Nicoletta hat ihn häufig angefleht, ja angebettelt, er möge sie gelegentlich auf eine der Reisen mitnehmen. Das hat er immer abgelehnt, da ihm die Bedingungen als zu gefährlich erschienen. Hinzu kam, dass Nicoletta selbst berufstätig war und von ihrem Vater ein Renaissance-Palazzo im Piemont geerbt hatte. Dessen Instandhaltung musste sie neben dem Berufsalltag überwachen.

Es dauerte einige Zeit, bis Nicoletta ihren Paolo auf eine seiner Expedition begleiten durfte. Er hatte sich erweichen lassen, sie nach Chile mitzunehmen. Das war ihm als ein Ziel ohne besondere Risiken erschienen. Dort ist es dann passiert: Sie waren mit einem offenen Geländewagen in den Anden unterwegs. Das Fahrzeug war auf einer unbefestigten Straße leicht ins Rutschen geraten. Es war wohl eine eher harmlose Situation. Aber Nicoletta erschrak. In Panik war sie aus dem fahrenden Wagen gesprungen. Sie stürzte einen steilen Abhang hinunter, überschlug sich einige Male und war sofort tot. Paolo wurde verhaftet. Die Polizei unterstellte ihm, sie aus dem Wagen gestoßen zu

haben. Anderslautende Darstellungen des Fahrers halfen nichts. Erst die italienische Botschaft konnte die Situation auffangen.

Seither erlebe ich Paolo als einen paralysierten, gebrochenen Mann. Er ererbte Nicolettas Vermögen, einschließlich des Palazzo, vollgestopft mit Antiquitäten. Er verkaufte die Schätze und die Immobilie und legte den Erlös in einer Art Fonds an. Keinen Cent der Erbschaft beansprucht er für sich. Aus dem Fonds unterstützt er Kinderhilfsprojekte. Sein Motiv ist der Wunsch, den er mit Nicoletta teilte, Kinder haben zu wollen. Nicoletta hatte zudem immer darunter gelitten, Einzelkind zu sein. Da ihnen der Kinderwunsch bis zu diesem Zeitpunkt versagt geblieben war, unterstützt Paolo seither Hilfsprojekte für Kinder. Das alles weiß ich von Francesco, seinem besten Freund – nicht von Paolo selbst.“

Cecilia unterbrach ihre Schilderung und deutete auf ein Haus am Ufer. Taraneh erkannte sofort Cecilias Elternhaus wieder. Dort würden sie heute Abend feiern. Dann fuhr ihre Freundin fort zu erzählen.

„Lange kam ich nicht an Paolo heran. Seine einzigen Lebenszeichen waren nichtssagende Grußkarten zu Weihnachten. Francesco erzählte mir einmal, dass auch er kaum zu ihm durchdrang. Von Francesco

weiß ich auch, dass Paolo seit Nicolettas Tod in irgendeiner Tourenwagen-Serie Autorennen fährt. Ich glaube, er sucht das Risiko, auch auf die Gefahr hin, zu verunglücken. Ob er das immer noch tut, weiß ich nicht. Zudem scheint ihn die Renovierung eines alten Hofguts auf Elba zu beschäftigen. Es ist ein Wunder, dass er heute hier ist. Und das Gespräch vorhin zwischen Euch hat auch mich überrascht.“ Sie dachte kurz nach. „Nein, eigentlich hat es mich beeindruckt. Ich meine nicht Deine anfängliche Schärfe, sondern wie elegant und vor allem mit welcher Offenheit er reagiert hat.“

Taraneh staunte. „Dann hast Du also schon länger nichts mehr mit Paolo zu tun gehabt?“

„Außer den Weihnachtskarten gab es seit ein paar Jahren keine Kontakte. Ehrlich gesagt: Die Einladung zu diesem Wochenende sah ich als meinen letzten Versuch an, den Kontakt mit ihm aufrecht zu halten.“

Das Schiff näherte sich der Anlegestelle, und die Freundinnen gingen Richtung Gangway. Taraneh verabschiedete sich für den restlichen Nachmittag von Cecilia. Sie überquerte die Straße zu ihrem Hotel. Sie würde sich etwas entspannen und für das abendliche Fest vorbereiten. In ihrem Zimmer öffnete sie das Fenster, ließ die Nachmittagshitze hereinströmen, sah herüber zu den prachtvollen Fassaden am

Nybrokajen gegenüber, und blinzelte über das glitzernde Wasser. Nochmals ließ sie die Einblicke von Dr. Ruggieris dramatischer Lebensphase, wie Cecilia sie ihr gewährt hatte, an sich vorbeiziehen.

Dann schüttelte sie sich und spürte, wie ihre Gedanken anfangen zu arbeiten – zu tanzen. Sie glaubte, nein, sie war sich sicher, drei Dinge verstanden zu haben.

Zweite Chance

Das fantastische Wetter versprach eine herrlich warme Sommernacht. Sie entschied sich für ein langes weißes Sommerkleid. Mit einem Taxi fuhr sie zum Familienanwesen von Cecílias Eltern, das in einem parkartigen Garten mit mächtigen Bäumen lag. Sie freute sich, wieder dort sein zu dürfen. Während sie auf das Haus zulief, sah sie die noch leeren langen, weiß eingedeckten Tische zwischen den Bäumen. Im Vorbeigehen nahm sie mit einem „Tack“ ein Glas Prosecco, das ihr von einer Servicekraft angeboten wurde. Sie gesellte sich zu der Gruppe, mit der sie das Gespräch auf dem Schiff hatte abbrechen müssen, als Cecilia mit Dr. Ruggieri auf sie zugekommen war. Sie wollte sich jetzt dem Abend hingeben, genoss die Komplimente für das Kleid, hoffte auf den ersehnten stattlichen Schweden und nahm die immer lauter werdende Glocke heiterer Stimmen der anwachsenden Gesellschaft wahr.

Nach dem Essen löste sie sich von der Gruppe und schlenderte zu der Bar, die auf dem großen Badesteg aufgebaut war. Sie ließ sich einen Caipirinha mixen. Derweilen schweifte sie mit dem Blick über die Gäste.

Etwas vom Ufer entfernt entdeckte sie eine Bühne, auf der erste Paare tanzten. Dann erspähte sie durch das Getümmel hindurch Dr. Ruggieri. Er saß alleine auf einem Stein am Wasser. Sie war nicht geneigt, zu ihm zu gehen und sich die gute Laune von einem Trübsal blasenden Mann verderben zu lassen. Sie wollte sich amüsieren. Doch dann dachte sie: Eine Chance bekommt er – und schon war sie auf dem Weg zu ihm.

„Ist das nicht traumhaft hier“, legte sie fröhlich los. Sie wollte erst gar keine nachdenkliche Stimmung aufkommen lassen.

„Ja, stimmt. Und guten Abend. Sie sehen sehr schön aus – ich meine, in dem Kleid und überhaupt. Ich habe Sie schon zuvor gesehen.“ Er war aufgestanden – und sie spürte sie wieder, die Aura, die von ihm ausging – und wie sie auf sie wirkte. Sein Kompliment hatte ehrlich und unaufdringlich geklungen. Abermals war sie überrascht, welche Metamorphose dieser Mann seit ihren kurzen Begegnungen damals in München durchlaufen hatte. Vor ihr stand kein introvertierter Lebensverweigerer, sondern ein nicht nur gutaussehender, sondern äußerst charmanter Mann.

„Wollen wir etwas trinken gehen?“, schlug Paolo vor. „Ihr Glas ist fast leer.“

„Gerne. Darf ich auch einen Vorschlag machen: Können wir uns bitte Duzen? So alt sind wir ja noch

nicht, oder?“ Paolo sah sie mit einem Lächeln an, nickte, und hielt ihr den Arm hin. Sie hakte sich ein. Sie schlenderten zur Bar auf dem Steg, bestellten Cocktails und unterhielten sich. Andere Gäste gesellten sich zu ihnen, die Themen wechselten, flogen dahin, und der Abend schritt voran. Etwas verstohlen beobachtete sie Paolo. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, dass Paolo über Jahre hinweg, gezeichnet von einem Schicksalsschlag, ein zurückgezogenes Leben geführt hat. Als sei es das Selbstverständlichste, blieb sie an seiner Seite. Irgendwann schlug sie vor, zu tanzen. Zu ihrer Überraschung willigte er ohne Zögern ein.

Als sie von der Tanzbühne zurückkehrten, wurde Mitternachtssuppe serviert – für die es eigentlich viel zu warm war. Sie nahmen dennoch jeder eine Schale der Fischsuppe und schlenderten zurück zum Wasser, zu dem großen Felsbrocken, auf dem sie Paolo zuvor entdeckt hatte, und setzten sich. Sie wartete ab – bis er etwas sagen würde.

„Ich möchte nochmals auf unsere Begegnung heute Mittag auf dem Schiff zurückkommen. Ich nehme an, Cecilia hat Dir von meinen Lebensumständen erzählt. Der Tod meiner Frau hat mich in einer Art und Weise getroffen, wie ich es mir nie hätte vorstellen können. Ich befand mich lange in einer Schockstarre. Ich

konnte zwar die nötige Disziplin für meinen Beruf aufbringen. Meinen Lebensmut hatte ich dagegen verloren. Ich wollte niemanden mit mir belasten, niemanden langweilen. Lange habe ich mich versperrt. Genau in dieser Phase sind wir uns in München begegnet. Ich bitte Dich nochmals um Entschuldigung.“

Sie war gerührt.

„Ja, Cecilia hat mir nach unserem kurzen Gespräch an Deck von dem Unfall erzählt. Es ist leicht nachzuvollziehen, dass Reaktionen auf solch ein Ereignis unvorhersehbar sind. Ohne einen Schicksalsschlag erlitten zu haben, der nur annähernd vergleichbar wäre, hilft mir nach schwierigen Situationen die Kraft positiver Erinnerungen. Das Leben hat mir schon so viel Schönes geschenkt, an dem ich mich immer wieder gerne festhalte – wie zum Beispiel den heutigen Abend. Erinnerungen an positive Erlebnisse geben mir nach einschneidenden Ereignissen meine Zuversicht zurück. Und diese schönen Begebenheiten überzeugen mich jedes Mal wieder, dass es sich lohnt weiterzumachen, bereit zu sein, das Schöne in unserem Leben und der Welt wieder zuzulassen, zu erkennen, und anzunehmen.“

So wie nach den schmerzhaften Erfahrungen mit Leopold, dachte sie. In diesem Moment, konnte sie erstmals über die damaligen Ereignisse hinwegsehen.

Sie sah Paolo an.

„Mir scheint zugleich, dass Du wieder Zuversicht gewonnen hast.“

Sie wartete ab. Auch Paolo schwieg – bis er nach ihrer Hand griff und den Handrücken küsste.

„Gracie mille.“

„Wie bist Du aus dem Tal der Tränen herausgekommen?“ Jetzt wollte sie es wissen, wollte das positive Momentum nutzen.

„Ich habe mich verliebt.“ Er sah sie von der Seite an. „Auf der Insel Elba.“ Und mit einem Schmunzeln schob er hinterher: „In einen alten Stall. Ich habe dort ein verfallenes Gemäuer gekauft und ihm neues Leben eingehaucht. Auf der Insel kannte mich niemand. Meine Vorgeschichte war unerheblich. Ich öffnete mich langsam, fand Zugang zu der neuen Umgebung, und damit wieder zu mir. Jetzt bin ich offen für Neues – glaube ich zumindest.“

Sie resümierte: Für Paolo war Elba, was Freiburg für sie war: Für sie beide war das Eintauchen in eine fremde Umgebung der Startpunkt in einen neuen Lebensabschnitt.

„Jetzt bin ich froh“, riss er sie aus ihrem Gedanken, „zu der Einladung für das heutige Fest nicht nur zugesagt zu haben, sondern tatsächlich auch gekommen

zu sein, und Dich hier wiedergetroffen zu haben – und den Abend mit Dir verbringen zu dürfen.“

Sein letzter Halbsatz war etwas zögerlich gekommen – wie ein Geständnis. Sie sah ihm in seine dunklen Augen. Abermals entstand ein Augenblick des Schweigens – bis Paolo aufstand. Intuitiv folgte sie seinem Beispiel. Sie erhob sich und wartete ab. Er hielt ihr den Arm hin. Sie hakte sich ein und war gespannt, was er vorhatte – was passieren würde. Ohne ein Wort, ging sie neben ihm her – zur Tanzfläche, und überließ ihm alles Weitere. Sie legte sich in seine Arme, schmiegte sich an ihn und ließ sich führen. Paolo war ihr in seinen Bewegungen bisher eher un gelenk, fast kantig vorgekommen. Wie aber schon beim Tanzen zuvor, war sie wieder überrascht, wie geschmeidig er sie im Takt der Musik lenkte. Und sie spürte, wie sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht ausbreitete – so wie auch schon mittags auf dem Schiff. Ein stattlicher Schwede war nicht in Sicht – aber vielleicht ein leidenschaftlicher Italiener, grübelte sie.

Während sie in Paolos Armen lag, fielen ihr die drei Dinge ein, die sie glaubte, aus Cecílias Schilderungen während der Dampferfahrt verstanden zu haben: Paolo war nicht nur nicht Cecílias Freund. Paolo schien auch sonst nicht gebunden zu sein. Und noch

etwas war ihr hängengeblieben: Paolo mochte Kinder.

5.

Erkenntnisse

Das will ich gar nicht wissen	267
Abends	272
Worum es geht	276
Frivole Extravaganz	282
Nähe	288
Armband	293
Intermezzo VII	299
Komm mit	303
Experiment	308
Abenteuer	312
Déjà-vu	317
Grotesk und komisch	321
Von einer vagen Idee zu einem festen Plan	324
Stummer Dialog	327

Das will ich gar nicht wissen

In den frühen Morgenstunden hatte sie sich auf dem Fest in Stockholm voneinander verabschiedet. Dabei hatte sie Paolo vorgeschlagen, er solle sich doch melden, wenn er nach München käme. Er hatte versprochen, dies zu tun. Daraufhin hatte sie ihm ihre E-Mail-Adresse aufgeschrieben. Ihm ihre Telefonnummer zu geben, war ihr als aufdringlich erschienen. Dabei hatte sie schon da inständig darauf gehofft, dass er sich bei ihr melden würde – baldmöglichst.

Zugleich fragte sie sich, seit sie zurück in München war, was sie von Paolo wirklich wollte – von einem vielleicht komplizierten Mann mit tragischen Altlasten. Noch dazu wohnte er in Italien, wo er zwischen Mailand und Elba pendelte. Auf den ersten Blick, war das ein reizvolle Aussicht. Zugleich würde Paolo auch noch häufig auf Exkursionen sein, weltweit, womit eine weitere Dimension aus Ort und Zeit hinzukäme. Wie wollen sie sich bei dieser Konstellation treffen, ohne dass daraus jedes Mal ein Abstimmungsmarathon würde? Das alles fühlte sich erschöpfend an. Wo war da die Chance für Leichtigkeit,

für Spontanität und Gleichklang? Sie dachte an Philipp, ihren ersten Freund. Genau aus diesen Gründen hatte sie Philipp innerlich verloren und sich von ihm getrennt. „Alles sinnlos“, polterte sie. Sie war frustriert und merkte plötzlich, dabei zu sein, sich zu verrennen, zu verirren. Warum konnte sie ein Wiedersehen mit Paolo nicht einfach unbeschwert und ohne Erwartungen auf sich zukommen lassen? – sollte er sich überhaupt melden und es ein Wiedersehen geben.

Einige Tage später fand sie eine E-Mail von ihm in ihrem Posteingang. Gierig und aufgeregt las sie seine Zeilen.

„Hallo Taraneh, am Montag komme ich nach München und fliege am Dienstag zu einem Forschungsprojekt nach Ägypten weiter.“

Meint er den kommenden Montag, also in vier Tagen? Und warum fliegt er über München? Sicher könnte er auch von Mailand aus oder über Rom dorthin gelangen. Macht er diesen Umweg nur, um sie zu treffen? Sie ertappte sich, wie sie schon wieder voreilige Schlüsse zog und eine Erwartungshaltung aufbaute. Dabei kannte sie den Mann doch im Grunde überhaupt nicht, und er sie auch nicht, bremste sie sich und las weiter.

„Wollen wir uns zu einem Abendessen sehen, falls Du das Einrichten kannst? Schlage Du bitte einen Treffpunkt vor.“

„Was für eine Frage: Natürlich kann ich das einrichten.“ Sie hatte sich angewöhnt, in emotional starken Momenten ihre Gedanken laut auszusprechen. Ihr Herz hüpfte und sie freute sich fast kindlich. Dann holte sie sich schnell zurück auf den Boden der Tatsachen. Die Mail enthielt keinerlei persönliche Anmerkungen. Mit keiner Zeile war er auf ihr Wiedersehen und die gemeinsam durchlebte Sommernacht in Stockholm eingegangen. Er hätte wenigstens schreiben können, dass er sich freuen würde, wenn ein Treffen klappe. Und: er hatte nur geschrieben, sie zu einem Abendessen sehen zu wollen. Hätte er nicht schreiben können, dass er sie ausführen oder einladen möchte? Sie analysierte die Mail: Es war eine nüchterne Anfrage, ein sachlicher Terminvorschlag.

„Männer.“, rief sie dem Bildschirm zu. „Noch dazu ein Naturwissenschaftler.“

Sie war enttäuscht. Aber warum? Dazu hatte sie kein Recht. Ja, er hätte die Anfrage persönlicher formulieren können. Viel wichtiger war aber doch, dass er sich überhaupt gemeldet hat. Und das so schnell – und ein Wiedersehen vorschlägt. Sie beschloss, sich die Freude über das bevorstehende Treffen nicht

selbst zu verderben – und fand, dass ihr ihre Vorfreude zustand.

Wo sollten sie sich treffen? In keinem Fall wollte sie ihn zu sich nachhause einladen. Zudem musste es ein Lokal ohne intimen Charakter sein. Dann fragte sie sich, ob sie mit ihm alleine sein wollte. Vielleicht wäre es unverkrampfter, wenn ein paar ihrer Freunde dabei wären?

„Lieber Paolo, schön, dass Du Dich meldest.“ Sie stockte. Sollte sie ihm nicht schreiben, dass sie sich über seine Nachricht freue und darüber, dass er sich so schnell gemeldet hat? Sollte sie noch ein „sehr“ dazufügen? Also nochmals:

„Lieber Paolo, ich freue mich sehr, so schnell von Dir zu hören. Gerne können wir uns treffen. Würde Dir 19.00 h passen?“ Sie fügte den Namen des Lokals und die Adresse an. Zum Schluss erwähnte sie, dass auch einige Freunde mitkämen.

Seine Antwort kam prompt.

„Er sitzt vor dem PC. Hat er auf meine Antwort gewartet?“ jubelte sie lauthals.

„Liebe Taraneh, ich freue mich auch – und darauf, Deine Freunde kennenzulernen. Am Dienstag treffe ich dann die Mitarbeiter meines Auftraggebers und wir fliegen gemeinsam weiter nach Ägypten. Bis Montag.“

„Das will ich gar nicht wissen. Er fliegt gar nicht wegen mir über München. Schade“, schimpfte sie vor sich hin. Dann fing sie sich wieder. Er hätte sich ja auch gar nicht melden können. Sie mailte ihm ein ‚Ciao, bis dann‘ zurück.

Abends

Nach der Landung am Flughafen in München fuhr er mit der S-Bahn in die Innenstadt - zu dem kleinen Hotel im Lehel, in dem er immer wohnte, wenn er an der Isar zu tun hatte. Von dem Hotel aus, war alles gut zu Fuß zu erreichen, oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Er stellte das Gepäck in seinem Zimmer ab und unternahm einen Spaziergang durch die Stadt. Er hatte noch zwei Stunden Zeit bis zu ihrem Treffen. Er schlenderte durch die Thierschstraße Richtung Isartor – und weiter über den Viktualienmarkt. Er liebte den bunten Markt mit seinem quirligen Treiben und den Essensständen, an denen er gern saß. Dann durchstreifte er das Viertel hinter dem Markt. Er kam an kleinen Läden und Boutiquen vorbei statt an den üblichen Filialisten, die die Zentren fast alle Großstädte austauschbar machten.

Vor dem schmalen Schaufenster eines Schmuckladens blieb er stehen. Die Auslage war mit ungewöhnlichen Stücken dekoriert. Spontan ging er in den Laden. Schon lange war er in kein Schmuckgeschäft mehr gegangen. Warum auch? Es hatte keinen Anlass gegeben. In kleinen Fächern lagen Perlen, Steine und

silberne und goldene Schmuckelemente. An den Wänden hingen gefertigte Ketten und in Vitrinen, an kleinen Gestellen befestigt, Ohringe. Eine aparte, zierliche Frau mit dunklen langen Haaren saß hinter einer Werkbank. Sie begrüßte ihn. Sie wechselten einige Sätze. Er erfuhr, dass sie im Auftrag eines Kunden eine Kette aufzog. Ihm gefiel das Konzept, Schmuck individuell fertigen zu lassen. Schon immer war es ihm unverständlich, warum Menschen Schmuck, der ihre Individualität unterstreichen sollte, als Massenware kauften. Selbst im Luxussegment war das so. In seinen Augen war das eine Art Uniformität und Signal der Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Er bevorzugte Individualität.

Er verabschiedete sich und ging weiter, zu dem Lokal, in dem er mit Taraneh verabredet war. Als er den großen Gastraum betrat, sah er sie sofort – und dass sie ihn auch augenblicklich erblickt hatte, als er eintrat. Sie lief ihm entgegen und begrüßte ihn mit Küssen auf die Wangen. Seine Hand hielt sie länger fest als nötig. Die Begrüßung war herzlicher ausgefallen, als er es erwartet hatte. Die Wärme ihrer Haut, als ihre Wangen die seinen berührten, schenkte ihm ein wohliges Kribbeln.

„Darf ich Euch Paolo vorstellen.“ Sie richtete die Arme auf ihn, wie auf eine Trophäe. „Und“, an Paolo

gerichtet, „das ist Lena, wir kennen uns seit dem Kindergarten. Neben ihr sitzen Benita und ihr Mann Michael. Schließlich noch mein Kollege Stefan. Wir arbeiten zusammen am Institut.“

Paolo reichte allen die Hand. „Hallo zusammen. Vielen Dank, dass ich den Abend mit Euch verbringen darf.“

Taraneh erzählte der Runde nochmals kurz von dem Sommerfest in Stockholm und dass sie Paolo dort wiedergetroffen hatte. Aber das wussten alle schon. Jetzt waren sie gespannt darauf, Paolo endlich kennenzulernen.

Paolo hörte den Gesprächen zu. Er war aber nicht bei der Sache. Ja, die Ereignisse in Schweden markierten einen Wendepunkt in seinem Leben. Zugleich gehörte das Wochenende in Stockholm bereits der Vergangenheit. Nun wollte er sich auf den Moment, das Hier und Jetzt, auf Taraneh konzentrieren. Während dieser Gedanken wurde ihm bewusst, wie Taranehs Gradlinigkeit ihn schon damals, bei der ersten Begegnung mit ihr auf der Tagung in München, angesprochen hatte. Aber damals befand er sich nicht in der Verfassung, auf sie eingehen zu können. Nach Nicolettas Tod waren seine Gedanken rückwärtsgerichtet gewesen – und von Selbstvorwürfen erfüllt. Jetzt gehörte seine Aufmerksamkeit der Gegenwart – und

ihr, Taraneh. Er spürte ihre Präsenz und beobachtete, wie sie sich in den Gesprächen lebhaft engagierte. Er wusste, dass er für die freundliche Aufnahme in der Runde dankbar sein musste. Dennoch wäre er lieber mit ihr alleine, gestand er sich.

Worum es geht

In den Tagen bis zu ihrer Verabredung hatte sie mehrmals über die Kleiderfrage nachgedacht. Warum konnte sie den Ball nicht einfach flachhalten – und kurzerhand Jeans, Bluse und die Lederjacke anziehen? Gerade als sie die Wohnung hatte verlassen wollen, war ihr das Thema wieder hochgekocht. Kurzentschlossen entschied sie sich um. Sie schlüpfte in ein enganliegendes schwarzes Kleid - dazu schwarze halterlose Strümpfe und schwarze Pumps. Beim Zuziehen der Wohnungstür hätte sie beinahe die Handtasche mit den Schlüsseln vergessen. Dergestalt saß sie ihm nun gegenüber, zu elegant für das Lokal. Aber sie gefiel sich – und hoffte, auch ihm zu gefallen. Sie nahm seine Blicke wahr, genoss seine Aufmerksamkeit und spürte eine aufregende Nervosität. Darüber verlor sie das Interesse an den Gesprächen. Sie spürte den Wunsch, mit Paolo alleine sein zu wollen – mit ihm ungestört zu reden. Aber was sollte sie tun? Sie selbst hatte die Entscheidung getroffen, sich mit ihm in größerer Runde zu treffen. Hatte sie ein falsches Signal gesetzt, eine Chance verspielt?, quälte sie sich.

Paolo beobachtete sie. Ihr Essen hatte sie kaum angerührt. Scheinbar gedankenverloren fuhr sie mit Daumen und Zeigefinger am Stiel ihres Weinglases hoch und runter. Auf ihn hatte das Spiel eine erregende Wirkung. Ihre Finger waren schlank und gepflegt, die Nägel mit weißem Nagellack überzogen. Ein wohliges Gefühl breitete sich in ihm aus. Oder war es eine erregte Spannung, wie er sie schon lange nicht mehr zugelassen hatte? Schon in Stockholm hatte er die Erregung gespürt. Vollzog sie das Auf und Ab am Stiel vorsätzlich – um ihn zu provozieren? Abermals gestand er sich, fasziniert und verzaubert von ihr zu sein. Er kehrte mit seiner Aufmerksamkeit zurück in die Runde und beteiligte sich an den Gesprächen. Zugleich sah er, wie Taraneh weiter in sich gekehrt dasaß. Sie schien mit den Gedanken weit weg zu sein. Aber wo? Er musste handeln – und schlug vor, das Lokal zu wechseln. Ihm war bewusst, als Gast der Runde mit dem Vorstoß etwas forsch zu sein. Aber er hatte keine andere Idee gehabt, um die Situation ohne weiteren Zeitverlust zu ändern.

Der Vorschlag inspirierte Taraneh sofort. Augenblicklich war sie hellwach – und hoffte inständig, die anderen mögen nicht mehr mitkommen. Michael und Benita winkten ab, und auch Lena klinkte sich aus. Taraneh war sich sicher, dass ihre Freundin genau

wusste, dass sie Paolo jetzt für sich haben wollte. Nur Stefan reagierte unerwartet. Er wollte mitkommen. Taraneh war enttäuscht. Hatte er kein Feingefühl? Sie ließ sich nichts anmerken. Sie schlug eine Bar um die Ecke vor. Dort wollte Stefan aber in keinem Fall hin. Er möge das Lokal nicht, verkündete er. An Paolo gerichtet merkte er aber an, dass man die Kneipe unbedingt gesehen haben müsste. Damit verabschiedete sich auch Stefan. Hatte er es doch noch begriffen, fragte sich Taraneh? Oder hatten sie einfach Glück gehabt? Erleichterung machte sich bei ihr breit. Sie sah zu Paolo und es schien ihr, dass auch er froh war, mit ihr nun alleine zu sein.

Paolo fühlte sich auf ungewohnte Weise befreit. Wovon? Er wusste es nicht. Alles um ihn herum schien ihm leicht. Erstmals seit Langem erschien ihm wieder alles möglich. Er hatte das Gefühl, endlich wieder frei atmen – alles anpacken und alles aussprechen zu können. Eine unschuldige Leere, die nach Erfüllung lechzte, erfasste ihn – und eine unglaubliche Lebenslust ergriff Besitz von ihm. Wie ein ausgetrockneter Schwamm, der Wasser aufsog, tränkte sich sein Inneres mit Zuversicht und Lebensmut. Er dachte an die Kneipe, die Stefan als sehenswert bezeichnet hatte, und spürte die Neugier, die sich in ihm breit machte.

Taraneh lachte ihn an und hakte sich, wie schon vor gut zwei Wochen in Stockholm, bei ihm ein. Nur führte diesmal sie ihn – unter großen Bäumen hindurch und die ruhige Straße entlang. Die Temperatur war mild. Das Licht der Straßenlaternen drang nur gedämpft durch die Blätter auf den Bürgersteig. Sie gingen auf eine Gruppe zu, die im Halbdunkel stand. Einige rauchten, die Unterhaltungen erschienen wie Geflüster. Inmitten der Gruppe machte Taraneh einen Schritt nach rechts, auf eine Tür zu. Sie zog Paolo hinter sich her. Er schaute sich kurz um. Kein Schild deutete auf ein Lokal hin. Sie betraten einen Windfang und gelangten nach einer zweiten Türe in die Bar.

Der Raum empfing sie mit schummriger Beleuchtung und mit Musik, die Paolo nicht kannte. Er war verblüfft: In der Tat eine ungewöhnliche Lokalität. Die Wände waren bis fast auf den letzten Quadratzentimeter mit gerahmten und signierten Autogrammkarten vollgehängt. Das mussten deutsche Stars sein, vermutete er. Jedenfalls kannte er keines der Gesichter – bis auf ein paar internationale Stars, die allerdings vor Jahrzehnten prominent waren. Kitschige Kristalllüster mischten sich mit Spots. Er fühlte sich auf Anhieb wohl. Aber er hätte sich jetzt überall wohlgefühlt, gestand er sich, solange nur Taraneh dabei war.

Sie fragte ihn, was er trinken wolle. Wenig später bekam er eine Bierflasche in die Hand gedrückt.

„Ist doch schon im Glas“, sagte sie lachend, als sie sein Erstaunen bemerkte, kein Bierglas dazubekommen zu haben. Ihr Lachen war mehr ein Strahlen. Ihre Gefühle tanzten. Als sie neben Paolo stand, begann sie einen inneren Dialog: Worum ging es im Leben – in ihrem Leben? Die Arbeit erfüllte sie. Das Verhältnis zu ihren Eltern und Freunden war herzlich. Gelegentlich gönnte sie sich amouröse Abenteuer, die ihr schmeichelten. Es betrübte sie zwar jedes Mal aufs Neue, feststellen zu müssen, dass auch der neuste Versuch einer Liebschaft nicht zielführend war. Aber all dieses Scheitern war unerheblich – waren unbedeutende Störfälle. Schon ein kurzes Re-Set reichte jedes Mal aus, um ihr Gefühlssystem wieder einzurichten. Sollte es das also gewesen sein? Oder worum ging es wirklich? Doch darum, von dem überzeugt zu sein, was das Leben ausmachte und prägte. Zugleich: Das, was ihr Leben bestimmte, sollte von Leidenschaft, Hingabe, Lust – ja von hemmungsloser Hingabe und Lust erfüllt sein – und von Vertrauen, das sie bereit war zu geben – und hoffte zu erfahren. Keine lauwarmen, erniedrigenden Kompromisse sollten in ihrem Leben umherwabern. Waren das trügerische Klein-Mädchenfantasien, übersteigerte

Schwärmereien, naive Hirngespinnste, denen sie nachhing? Wenn schon. Um keinen Preis der Welt war sie bereit, von ihren Träumen abzurücken.

Frivole Extravaganz

Während sie den Gedanken nachhing, lehnte sie sich unbewusst an Paolo – bis sie überrascht darüber, an ihn angeschmiegt dazustehen, aus ihren Grübeleien zurückkehrte. Sie sah ihn an, sah ihm in die warmen Augen. Er schien ihr zutiefst entspannt.

Sie tranken und schauten sich in der spärlich besuchten Bar um. Gäste gingen nach draußen, um zu rauchen, oder kamen von dort zurück. Musik lief. In einem Nebenzimmer wurde Tischkicker gespielt. Niemand nahm Notiz von ihnen.

Er sah sie an, in ihre Augen. Mit Pumps war sie fast auf Augenhöhe mit ihm. Er spürte wieder wie zuvor, Leichtigkeit in sich aufsteigen, und – er schämte sich fast – Lust. Lust darauf, sie zu küssen, ihr nahe sein zu wollen. Und – er ließ den Gedanken ohne Scham zu – mit ihr schlafen zu wollen. Seit Nicolettas Tod hatte er keine Beziehung, nicht einmal Affären zugelassen. Gelegentlich hatte er mit Enrica geschlafen. Er wusste, dass sie sich von den amourösen Treffen jedes Mal mehr erhoffte, weswegen er jedes Mal ein noch schlechteres Gewissen bekam. Aber beharrlich und unmissverständlich hat er ihr immer zu verstehen

gegeben, dass sich aus ihrem schlampigen Verhältnis nicht mehr entwickeln würde als das, was es war: ein schlampiges Verhältnis. Auch die Avancen Joannas, einer Freundin Nicolettas, waren bei ihm nicht auf Widerhall gestoßen.

Nun stand er hier, Taraneh gegenüber. Er verspürte Verlangen und eine unübersehbare Erregung. „Ich habe Lust, Dich zu küssen.“

„Tu’s doch“, antwortete sie ohne Zögern – und ohne jeden Zweifel oder Verwunderung.

Er legte seinen Arm um sie, auf ihren Rücken. Ihre Lippen suchten sich. Es war aber Taraneh, die ihn küsste. Lustvoll erwiderte ihre Zunge seinen schüchternen Kuss. Ihre Zunge war fest, fast rau. Paolo war überrascht. Diese Reaktion hatte er nicht erwartet. Gar nichts hatte er erwartet. Er küsste jetzt mit hungrigem Verlangen. Es war wie eine Befreiung – als werfe er eine Lähmung ab. Er hatte sich verliebt. Seine Hand wanderte über ihren Rücken – zu ihrem Po, wo er feststellte, dass sie absolut keine Wäsche trug. Im vorhergehenden Lokal hatte er schon vermutet, dass sie keinen BH anhatte. Dass sie auch auf einen Slip verzichtet hatte, überraschte ihn. Vor allem aber amüsierte ihn diese Spielart.

Taraneh löste sich von seinen Lippen. Auch sie war amüsiert – von seiner Entdeckung ihrer frivolen

Extravaganz. Seit der Geburtstagsfeier von Leopolds Mutter, als sie zum ersten Mal ohne Slip unter einem Kleid den Abend verbringen wollte, hatte sie diesen Auftritt nicht mehr in Erwägung gezogen. Paolo war der richtige Anlass für das erste Mal, hatte sie kurz vor dem Verlassen ihrer Wohnung entschieden. Sie lehnten an dem abgewetzten Tresen.

„Ich würde gern mit Dir schlafen“, platzte es aus ihm heraus. Sie sah ihn an, mit unveränderter Mine. Schließlich fragte sie:

„Bist Du schwindelfrei? Das sollte ich wissen, bevor ich entscheide, Dich mit zu mir hinaufzunehmen. Ich wohne über den Dächern der Stadt.“

Er erwiderte ihren Blick – und war überwältigt, mit welcher Souveränität sie auf den Vorschlag reagiert hatte. Er hätte Verständnis gehabt, wenn sie seinen Vorstoß als dreist oder gar unverschämt empfunden hätte. Das passt zu Dir, resümierte er: Du weißt, was Du willst – und wie Du in unerwarteten Situationen Würde bewahrst.

Ohne auf sein Begehren einzugehen, schloss sie die Arme um seinen Rücken, schmiegte sich fest an ihn – und spürte sein Verlangen. Darum geht es – in ihrem Leben: um einen Mann, den sie will, dem sie vertraut, der sie will und ihr vertraut – um diesem Mann. Sie erhöhte den Druck der Umarmung.

„Wie schläfst Du – ich meine, was hast Du an, nachts, im Bett?“, wollte sie plötzlich wissen. Sie sah ihm in die Augen.

„Einen Schlafanzug – Flanell – ich friere nachts leicht.“ Er erwiderte den Blick. Für einen kurzen Augenblick hatte sie ihm geglaubt und lachte, als sie die Ironie erkannte.

„Ich habe nachts nichts an. Auch im Winter.“

Beide bestellten ein weiteres Bier. Sie ließen einander jetzt nicht mehr los, und sprachen leise. Im Hintergrund lief weiter Schlagermusik. Paolo kannte keines der Lieder. Die Anspannung des Tages war von ihm abgefallen und allmählich dämmerte es ihm, dass es keine gute Idee wäre, die Nacht bei Taraneh zu verbringen. Er spürte, dass seine Gefühle für sie ernst waren und sich mit Taraneh ein neues Kapitel in seinem Leben dabei war, zu öffnen. War er aber schon so weit? In keinem Fall wollte er in ihr Hoffnungen wecken, die er vielleicht noch nicht erfüllen könnte – und sie verletzen.

Sie verließen das Lokal und schlenderten im Lichtschatten der mächtigen Bäume die kurze Strecke zu Taranehs Wohnhaus.

„Darf ich mich hier von Dir verabschieden?“ Er wollte jeder Tändelei über eine gemeinsame Nacht zuvorkommen. Taraneh stand auf der Stufe vor der

Haustür und überragte ihn jetzt. Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und küsste ihn mit unendlicher Hingabe.

„Wann fliegst Du, und – viel wichtiger – wann kommst Du zurück?“

Paolo hatte für eine Versicherungsgesellschaft den Auftrag übernommen, eine Machbarkeitsstudie für einen Sonnenenergiepark in Ägypten zu erstellen.

„Der Flug geht morgen Vormittag, und wir bleiben zwölf Tage. Mein Rückflug geht wieder über München. Ich würde mich freuen, Dich dann wiederzusehen.“

„Das überrascht mich aber jetzt.“ Sie wollte witzig klingen, spürte aber, mit ihrem Scherz übers Ziel hinausgeschossen zu sein. Er überging es. Sie merkte, wie wichtig es ihm war, sie von der Aufrichtigkeit seiner Gefühle zu überzeugen.

„Ich melde mich bei Dir.“ Er küsste sie noch einmal, ganz kurz, ganz leicht – und ging davon, in Richtung des Hotels.

Sie sah ihm nach – und blieb noch einen Augenblick in der warmen Nacht stehen. Sie sah dem Blinken einer Neonreklame am Haus gegenüber zu. Sollte sie beleidigt sein, dass er nicht wenigstens den Versuch unternommen hatte, mit zu ihr in die Wohnung zu kommen? Oder hatte sie ihn mit ihrem

missglückten Witz gekränkt? Sie beschloss, entspannt zu bleiben und den Ereignissen nicht zu viel Gewicht zu geben. Wer weiß, ob die Gefühle und Erwartungen, seine und ihre eigenen, beim nächsten Treffen nicht wie Seifenblasen zerplatzten?

Nähe

Seit seiner Abreise befand sie sich in einem apathischen Zustand, in einem Ausnahmezustand. Sie konnte sich kaum auf die Arbeit konzentrieren. Die immer gleichen Fragen kreisten in ihrem Kopf: Wie würde es weitergehen – mit Paolo und ihr? Und: Was würde er anlässlich eines neuerlichen Treffens erwarten? Soll sie die Lässige geben, die Unbekümmerte – ohne Positionen und Erwartungen – und ihm den Eindruck vermitteln, dass er, als Mann, die Pflicht und Verantwortung, oder die Ehre und das Recht hatte, den nächsten Schritt zu bestimmen? Nein, das wäre nicht sie. Zugleich: Was erwartete sie selbst von einem Wiedersehen mit ihm – von ihm? Sie wusste es nicht. Sie wusste nur, dass Paolo ihr zu gut gefiel, um irgendetwas dem Zufall zu überlassen. Je nach Lage der Dinge würde sie die Initiative ergreifen und den Weg ebnen. Das war noch kein Plan, wie sie einräumte, aber immerhin ein Vorsatz.

Das schöne Wetter während Paolos Abwesenheit nutzte sie, um sich spätnachmittags mit Lena zum Baden zu treffen. Wieder und wieder sprach sie mit ihr über Paolo, sprach von dessen belasteter

Vergangenheit und über ihre Hoffnungen – und von der Unsicherheit, wie sie mit alledem umgehen soll. Sie kannte Lena lange genug, um zu wissen, was sie ihrer Freundin zumuten konnte.

Und Lena wusste, dass Taraneh keinen Rat von ihr benötigte, keine Zustimmung, Bestätigung und keine Warnungen. Lena war klar, dass Taraneh selbst gut genug wusste, was sie wollte – und nur einen Zuhörer brauchte.

Am fünften Tag seit Paolos Abflug nach Ägypten fand sie spätabends eine Nachricht von ihm im Mail-Eingang. Sie nahm den Laptop mit hinaus auf die Terrasse, setzte sich auf die Lounge, und überlegte, wie es dort, wo er jetzt war, wohl aussehen mochte, mitten in der Wüste, umgeben von Sanddünen. Sie malte sich aus, wie er vor einem weißen Zelt mit dicken Teppichen im Inneren saß, neben sich ein Tischchen mit ziselierter Messingplatte – mit Tee in einem kleinen Gläschen darauf und süßen Datteln auf einem bunt bemalten Teller. Er würde den Lauten der Kamele lauschen und zu dem endlosen Sternenhimmel über sich hinaufblicken. Sie lehnte sich zurück und sah hoch in den Nachthimmel, wollte die Aussicht mit ihm teilen. Schade, zu viel Stadtbeleuchtung und Smog, stellte sie fest. Kein einziger Stern war zu sehen, nicht einmal der Mond zeigte sich.

In diesem Moment überkam sie ein Angstgefühl – und Angstschweiß. Bilder einer schwer bewaffneten Bande, die das Camp, in dem er saß, überfiel, machten sich bei ihr breit. Mit vorgehaltenen Waffen zwangen die Kriminellen Paolo und seine Mitreisenden, auf Pick-Ups zu steigen, mit denen sie in unterschiedliche Richtungen verschleppt und von der Dunkelheit verschluckt wurden. Eine Lösegelderpressung. Was für einen Unsinn reimte sie sich da nur zusammen, wunderte sie sich. Dann dämmerte es ihr: Sie machte sich Sorgen – um ihn. Paolo war ihr viel näher, als sie sich das bisher eingestanden hatte. Sie besann sich, warum sie mit dem Laptop auf die Terrasse gegangen war und öffnete seine Mail.

„Liebe Taraneh, vielen Dank für den schönen Abend mit Dir in München. Ich freue mich darauf, wenn wir uns in sieben Tagen wiedersehen. Bleibt es dabei?“

Sie war gerührt. Die Mail war so ganz anders als seine beiden ersten. Und er zählte die Tage bis zu ihrem Wiedersehen. Ein Jubelsturm brach in ihr aus. Dann las sie weiter.

Paolo weigerte sich, die Trostlosigkeit der Kleinstadt, weit im Südwesten, in der sie untergebracht waren, zu schildern. „Die Verhältnisse sind so unbeschreiblich, dass ich sie nicht ausführen möchte. Die

beiden Unterkünfte, die es im Ort gibt, gehen nicht als Hotels durch. Daher logieren wir etwas außerhalb in einem Privathaus, in dem wir rund um die Uhr versorgt und zu unserem Schutz bewacht werden. Ab spätnachmittags, wenn wir von den Tagesexkursionen zurückkommen, verlassen wir das Haus nicht mehr, sitzen in einem Innenhof, umgeben von einer hohen Mauer mit oben eingemauerten aufstehenden Glasscherben. Wir lesen oder spielen Karten. Nachts liegt die Umgebung gänzlich im Dunklen. Gelegentlich vernehmen wir entfernt Stimmen und manchmal ein Motorengeräusch. Hundegebell ist fast ständig zu hören. Im kargen Essraum hängt ein Fernseher. Es gibt aber keinen Sender in einer Sprache, die wir verstehen. Dafür gibt es Internet. Das Beste im Haus ist die Klimaanlage. Ohne sie, wäre die Hitze unerträglich. Morgen unternehmen die Kollegen Untersuchungen, um Möglichkeiten zur Wassergewinnung auszuloten. Da muss ich nicht dabei sein. Ich werde mich in die Provinzhauptstadt fahren lassen, wo es einen Markt geben soll und einige historische Fundstätten. Mal sehen.

Dort befindet sich auch der Militärflugplatz, von dem aus wir mit dem Sonderflug, der für uns arrangiert wurde, wieder abgeholt werden. Aber eben erst in sieben Tagen :- (

Meine Arbeit ist voraussichtlich in zwei Tagen abgeschlossen. So sind solche Exkursionen immer. Es besteht viel Leerlauf für jeden Einzelnen, bis alle Beteiligten ihre unterschiedlichen Untersuchungen abgeschlossen haben.

Nun schlaf gut und träum etwas Schönes. Ich träume hoffentlich von einem kühlen Bier in einem Biergarten – und von einem Kuss von Dir.'

Taraneh las Paolos Mail noch zwei Mal und war sich sicher, die Zeilen in den kommenden Tagen noch mehrmals zu lesen. Und sie fasste einen Beschluss: Sie würde seinen Wunsch eines Biergartenbesuchs aufgreifen und Stefan bitten, ihr ein Fahrrad für den Tag von Paolos Rückkehr zu leihen. Beseelt vor Glück, rollte sie sich auf der Lounge zusammen und schlief ein.

Armband

Sie war froh, das Fahrrad schon im Hof zu haben, als Paolo in München ankam. Das Wetter war wie gemacht für einen Biergartenbesuch. Sie hatte aber noch einen Beschluss gefasst: Sie würde Paolo ihre Gefühle offen zeigen.

An der Aufzugstüre vor ihrer Wohnung erwartete sie ihn. Kaum war er aus dem Lift herausgetreten, das Gepäck noch fest im Griff, nahm sie seinen Kopf in ihre Hände und küsste ihn – hemmungslos. Sie trug hohe, gefährlich hohe Schuhe, und war so groß wie er. Überrascht von der stürmischen Begrüßung, ließ er sein Gepäck kurzerhand fallen und legte die Arme um sie. Sie nahm ihren Kopf zurück, hielt seinen weiter fest, sah ihm in die Augen, küsste ihn nochmals, ließ ihn schließlich los, ergriff eine seiner Tasche und bat ihn herein.

Er nahm die beiden kleinen Koffer und folgte ihr. Im Eingangsbereich stellte er sein Gepäck zu der Tasche, die Taraneh dort abgestellt hatte. Vorsichtig sah er sich um. Beeindruckend groß, ging es ihm durch den Kopf. Weiter kam er aber nicht.

„Herzlich willkommen“, strahlte sie ihn an, „möchtest Du etwas trinken?“ „Ja gern. Einfach Wasser, bitte.“

Rasch, fast hektisch, ging sie in die Küche, die offen an den weiten Wohn- und Essbereich anschloss. Verdammte, warum war sie so nervös? Was würde heute noch passieren? Gefiel sie ihm noch immer? Würden sie an den letzten gemeinsamen Abend anknüpfen können? Sie brachte ihm das Glas, sah ihn an – und ahnte, dass er merkte, wie ihre Gedanken und Gefühle Karussell fuhren. Und: Wie fand er ihre Aufmachung? Natürlich hatte sie sich überlegt, was sie anziehen würde, wenn er zu ihr kommt. Sie trug einen schwarzen Overall, aus fließender Seide. Der Ausschnitt des Oberteils teilte sich nach oben hin zu einem weitem V. Der Stoff, der sich zu den Schultern hin verjüngte, umschmiegte ihre Brüste nur knapp. Über ihren Rücken hinweg, kreuzten sich die Stoffbahnen – und endeten in einem gewagt tiefen Rückendekolleté. Sie hatte das Teil einige Tage lang im Schaufenster einer Boutique im Auge behalten und überlegt, Lena um eine Meinung dazu zu bitten. Dann hatte sie aber beschlossen, sich die Vorfreude auf Paolos Reaktion nicht durch eine mögliche schräge Anspielung Lenas, trüben zu lassen. Kurz vor seinem Eintreffen hatte sie sich im Schlafzimmer vor den

großen Spiegel gestellt und sich prüfend angesehen: War das zu gewagt? Nein. Sie war mit sich zufrieden gewesen und freute sich darauf, dass Paolo jeden Augenblick eintreffen würde. Als es schließlich geläutet hatte und sie zum Aufzug geeilt war, war ihr der Gedanke gekommen, den Overall auch andersherum anziehen zu können – mit den schmalen, überkreuzten Rückenbahnen nachvorne. „Diese Spielart hebe ich mir für Dich bei anderer Gelegenheit auf“, hatte sie geflüstert, als sie vor der Aufzugstür gestanden und auf Paolo gewartet hatte. Jetzt war er da.

„Möchtest Du Dich frisch machen, vielleicht duschen, bevor wir in den Biergarten fahren? Ich habe von Stefan ein Fahrrad für Dich ausgeliehen. Ich hoffe, Du kannst Radfahren?“, frotzelte sie und zwinkerte ihm zu. Ohne seine Antwort abzuwarten, ergänzte sie: „Im Bad liegen Handtücher.“ Sie deutete in Richtung des Badezimmers.

„Gern duschen. Ich hole rasch einige Sachen.“ Noch bevor er zu seinem Gepäck gehen konnte, ergriff sie sein linkes Handgelenk, zog ihn an sich und küsste ihn erneut – mit der gleichen Lust und Gier wie schon im Treppenhaus.

Er umfasste sie und spürte die nackte Haut ihres Rückens. Sehr sommerlich, stellte er ironisch-süffisant für sich fest. Aber warum nicht. Es war ein

herrlicher Tag – und er rechtfertigte mit einem inneren Schmunzeln ihren kühnen Auftritt. Er ließ sie los. Was für eine Frau. Sie half ihm unbewusst auf wunderbare Weise, vieles hinter sich zu lassen – ohne die Vergangenheit zu verraten, zu verleugnen – und ohne von Schuldgefühlen erfasst zu werden. Er ging zu den Taschen, holte frische Kleidung und ein braunes Etwas heraus, das er ihr wortlos gab, und lief in Richtung Bad. Zu seiner Überraschung war das Badezimmer übergroß dimensioniert – wie wohl der Rest der Wohnung auch, mutmaßte er. Die Klarheit des Raumes sagte ihm zu – und unverzüglich zog ein Traum in ihm auf: bei Kerzenlicht mit Taraneh in der mitten im Raum stehenden Badewanne zu sitzen.

Mit dem braunen Gegenstand, den er ihr in die Hand gedrückt hatte, ging Taraneh auf die Terrasse und setzte sich auf das Lounge-Sofa. Die weiße Markise war ausgefahren und spendete Schatten. Soll sie das Päckchen jetzt aufschnüren? Ja. Wenn er gewollt hätte, dass sie es in seinem Beisein öffnet, hätte er es ihr gegeben, nach dem er aus dem Bad zurückgekommen wäre. Die Verpackung vermittelte nicht den Eindruck eines Geschenkes. Das raue Packpapier war mit einer groben Kordel zusammengeschnürt. Sie öffnete den Doppelknoten und wickelte eine quadratische Kassette aus dunklem Wurzelholz aus. Die

Oberfläche war poliert und schimmerte in einem warmen Braun. Auf der Vorderseite sah sie den kleinen goldenen Verschlussriegel. Die rückseitigen Scharniere zwischen Deckel und Korpus waren filigran ziseliert. Sie stellte das kleine Kunstwerk vor sich auf den Tisch und freute sich. Eine wunderschöne Arbeit. Woher sie wohl stammt – und was war die ursprüngliche Verwendung dieser kunstvollen Arbeit? Vielleicht könnte sie Schmuck darin aufbewahren? Sie nahm das Kästchen auf, um zu prüfen, ob es sich für ihre Idee eignete. Sie schob den Riegel zur Seite und klappte den Deckel auf. Auf leuchtendrotem Samt lag ein Armband aus kunstvollem Goldgeflecht. Rote Steine waren in symmetrischer Anordnung in dem Flechtwerk gefasst. Sie war überwältigt. Zugleich war sie verwundert: Noch nie hatte ihr ein Mann so etwas Kostbares geschenkt. Wie kam Paolo dazu? Sie kannten sich noch kaum. Was hat ihn zu diesem Geschenk veranlasst? Augenblicklich wurde sie von einem Gedanken getrieben: Konnte, durfte sie das Geschenk überhaupt annehmen? Seit Stockholm sehnte sie sich nach ihm, und spätestens seit dem Abend vor zwei Wochen wollte sie ihm gehören, ihn spüren und ihm ihre Tiefe schenken, von ihm erfüllt sein. Wenn sie das alles wollte – ihr Wertvollstes, sich selbst und ihr Vertrauen ihm schenken, sich ihm hingeben – warum

sollte sie dann sein Geschenk nicht mit Freude annehmen? Er musste genauso empfinden und all das, was sie beide unausgesprochen verband, ebenso spüren. Sonst würde er ihr kein solches Geschenk machen.

Vorsichtig nahm sie das Armband heraus und legte es um ihr Handgelenk. Auf ihrer sonnengebräunten Haut kam das Gold noch schöner zur Geltung, und das intensive Rot der Steine, sie tippte auf Rubine, unterstrich die Wirkung.

Unter der Dusche zog Paolo Parallelen zwischen Taraneh und der Wohnung. Er war überzeugt, dass alles hier ihre Handschrift trug: Offen, großzügig, klar und intensiv – alles was ihre Persönlichkeit auszeichnete. Alles strahlte Individualität und Sinnlichkeit – ihre Sinnlichkeit – aus. Ihm war schon bei den ersten Begegnungen mit ihr, ihr eigener Stil aufgefallen. Nichts an ihr entsprach einem Trend. Das steigerte die Intensität ihrer Auftritte. Er freute sich unsagbar, hier zu sein, sein zu dürfen – und fühlte sich willkommen. Dann wurde ihm bewusst, wie außergewöhnlich die Situation war: Statt bei seinem ersten Besuch in einer fremden Wohnung etwa zu einem Essen am Tisch zu sitzen, stand er unter der Dusche.

Intermezzo VII

Paolo schläft weiterhin fest. Mit zum Zerreißen angespannter Ungeduld warte ich darauf, dass er endlich aufwacht. Ich will ihn aber nicht wecken und verliere mich in Erinnerungen anlässlich meines ersten Besuchs hier im Haus auf Elba.

Damals waren mir die unzähligen Bücher aufgefallen – überall – in Regalen, auf Tischen und Fensterbänken. Eine endlose Zahl von Büchern. Viele in Originalsprache – auf Deutsch, Englisch und natürlich Italienisch. Viele große Namen: Max Frisch, Heinrich Böll, Lion Feuchtwanger, Günter Grass, Franz Kafka, Françoise Sagan, John Irving, Philip Roth, Christa Wolf, Antoine de Saint-Exupéry, Italo Calvino, Ernest Hemingway, Stefan Zweig, Jonathan Franzen, und, und, und Ich stellte fest, viele der Titel, teils noch als Schülerin, selbst gelesen zu haben: Das sterbende Tier, Homo Faber, Eine Mittengewichtsehe, Bonjour Tristesse, Small World, Elf Minuten, Der Baron auf den Bäumen, The Graduate, Der kleine Prinz, Der Vorleser, Witwe für ein Jahr, Ich fragte mich, wann Paolo all diese Bücher gelesen hatte. Seit ich ihn kannte, war er mir selten mit einem Buch in der Hand

aufgefallen. In vielen der Werke steckt bis heute die Quittung – von fast immer der gleichen Buchhandlung in Mailand. Ich nehme an, er hat die Belege als Lesezeichen benutzt. Aus den Daten der Quittungen vermutete ich bald, dass das Lesen der Texte Teil seiner Trauerbewältigung gewesen sein musste. Eigentlich schade, dass er jetzt kaum noch liest, denke ich manchmal. Andererseits scheint ihn Anderes zu erfüllen – und führe den Gedanken mit einem inneren Augenzwinkern auf mich zurück.

Bei mir löste dieser Bücherschatz eine überraschende Reaktion aus. Teils war es Jahre her, dass ich die Texte gelesen hatte. Mich überkam das Bedürfnis mit meinen seither gesammelten Lebenserfahrungen die Erzählungen nochmals zu lesen, die Geschichten nachzuempfinden – aus Sicht einer selbstbestimmten, fordernden Frau – statt, wie in manchen Fällen, aus der Sicht einer Schülerin in der Pubertät. Seither lese ich die Bücher zum zweiten Mal – und spüre meinen veränderten Reflexionen auf die Texte nach. Die Geschichten erscheinen mir in einer neuen Wahrhaftigkeit. Und noch etwas hat die Lesereise bei mir ausgelöst: Sie lässt mich mit Zuversicht auf das vor mir liegende Leben blicken – jeden Tag aufs Neue. Was mich überzeugt: Ich lebe ein reifes Leben, in Unabhängigkeit – vor allem von Erwartungen und

Meinungen anderer. Und noch etwas haben mir die Geschichten verdeutlicht: Ich hätte keinen Tag jünger sein dürfen, als ich es beim Wiedersehen mit Paolo in Stockholm war. Heute, nur wenige Jahre jünger als er, bin ich reif für eine Beziehung wie die unsere. Jeden Tag lasse ich mich aufs Neue und voller Neugier auf uns ein – spüre meine Gefühle und Empfindungen für ihn, und sauge sie ein.

Ich sehe zu Paolo herüber. Er schläft weiterhin fest und ich schweife mit den Gedanken zu den Ereignissen als Paolo zum ersten Mal in meine Wohnung gekommen war, unter der Dusche gestanden hatte, und ich sein Geschenk ausgepackt habe. Aber weiter komme ich mit meinen Erinnerungen nicht mehr – denn ich spüre, wie Paolo beginnt, aufzuwachen. Endlich.

Augenblicklich werde ich hibbelig, und freudig, und gierig – auf ihn und auf unseren Tag. Seine Atmung nimmt zu, seine Körperspannung setzt ein. Wir liegen auf der Seite, einander zugewandt, sehen uns an. Ohne ein Wort, beginnt er mich zu küssen – sanft – auf meinen noch geschlossenen Mund. Ich öffne meine Lippen und erwidere seinen Kuss. Er drückt sich an mich, mich an ihn, hält mich fest, rollt sich auf den Rücken – und nimmt mich mit. Ich liege auf ihm. Ich spüre ihn unter mir. Meine Sinne sind

augenblicklich nur noch auf den Moment, auf uns fixiert. Die letzten Gedanken – an den Tag, als er mir das Armband geschenkt hatte, und die Ereignisse danach, schweben davon

Komm mit

.... Sie schien ihn nicht bemerkt zu haben, als er aus dem Bad und zu ihr auf die Terrasse gekommen war. Er nahm ihr gegenüber Platz und beobachtete sie. Wo war Taraneh mit ihren Gedanken? Überlegte sie, was sie sagen, mit welcher Geste sie auf sein Geschenk reagieren sollte – vielleicht sogar wollte? Zugleich hoffte er inständig, Taraneh mit dem Geschenk nicht überfahren zu haben.

Plötzlich nahm sie ihn wahr und sah zu ihm.

„Was für ein wunderschönes Armband – und in einer so ungewöhnlichen Schatulle. Vielen Dank. Beides nehme ich mit großer Freude an.“

Mit diesen Worten breitete sich ein ungewohntes, fast wundersames Gefühl in Paolo aus. Tiefe Ruhe, innerer Frieden und Glück erfassten ihn. Er spürte, wie er einen Lebensabschnitt abschließen konnte – und frei wurde. Frei für Neues. Frei für Taraneh. Er spürte, wie das Schicksal sein Pflichtgefühl gegenüber den Erinnerungen an Nicoletta, entließ – und ihm Zuversicht und Perspektive schenkte.

„Es freut mich, wenn Dir beides gefällt – und dass Du beides annimmst. Die Zeit in Ägypten erlaubte es

mir, ein ungewöhnliches Geschenk für Dich zu suchen. Zwei Mal hatte ich Leerläufe zwischen Projektabschnitten. Beide Male ließ ich mich zum Bazar fahren. Ich wollte etwas Schönes für Dich finden, ein Unikat – so wie Du eines bist. Beim zweiten Besuch erkannte mich ein Händler wieder und lockte mich mit verstohlenen Handzeichen in seinen Laden. Aus den Tiefen seines Lagers kramte er zwischen Stoffballen das Kästchen hervor und gab es mir. Ich öffnete den Deckel und während ich das Armband ansah, blickte er sich verstohlen um. Er hat wohl geprüft, ob wir beobachtet wurden. Nach dem alles geregelt war, begleitete der Händler mich wie zum Schutz noch zu meinem Fahrer, der an den Wagen gelehnt, auf mich gewartet hatte.“

Paolo machte eine kurze Pause und zuckte mit den Schultern.

„Ich verstehe nichts von Steinen, aber ich dachte, das Rot müsste toll auf Deiner dunklen Haut aussehen.“

Er sah, wie sie aufstand, um den Loungetisch herumkam und sich zu ihm herunterbeugte. Dann küsste sie ihn. Ein Träger des Catsuits rutschte ihr von der Schulter. Mit nur knapp bedeckter Brust stand sie über ihm. Er erhob sich, ohne ihre Lippen zu verlieren. Als er vor ihr stand, löste sich Taraneh von ihm.

Er sah, wie sie ihm in die Augen blickte. Es war ein beinahe schüchterner Blick – aber auch ein fester – der ein geheimnisvolles Lächeln barg. Dann drehte sie sich um. Der abgerutschte Träger hin ihr weiterhin am Arm herunter. Über ihre Schulter hinweg, hörte er sie hauchen:

„Komm mit.“

Während sie vor ihm her schritt, in Richtung der Wohnung – ins Wohnzimmer – bemerkte er, wie sie den breiten schwarzen Lackgürtel löste. Mit zwei Fingern in der Schnalle, hielt sie den Gürtel noch einige Schritte, ließ ihn über die Platten schleifen – und dann los. Der Gürtel fiel zu Boden. Nach einer knappen Drehung der anderen Schulter, löste sich auch der zweite Träger. Beide begannen, über ihre Arme herabzugleiten – und mit jedem weiteren Schritt, sank der Overall ein Stück tiefer – über ihre Hüften hinweg – bis er zu Boden ging. Mit einem letzten kurzen Schritt, trat sie darüber hinweg. Jetzt trug sie nur noch die High Heels, den Hauch schwarzer Spitze eines Pantys – und das Armband mit den roten Steinen. Was für ein Klischee. So etwas gibt es doch nur in Filmen oder schlechten Romanen, waberte es in seinem Kopf. In jedem Fall bestätigte ihm die Inszenierung sein Bild von Taraneh. Mitten im Wohnzimmer blieb sie stehen und drehte sich ihm zu. Er sah ihren

herausfordernden Blick. Auch er blieb stehen, zwei Schritte von ihr entfernt. Was für eine faszinierende Frau. Seit Stockholm war sie ihm nicht mehr aus den Gedanken gewichen. Er machte einen Schritt auf sie zu. Sie legte ihre Arme um seinen Hals, zog ihn an sich und küsste ihn wieder. Er spürte das Zittern ihrer Finger, während sie sein Hemd aufknöpfte. Beim Versuch, die Schnalle seines Gürtels zu lösen, versagten ihre Hände. Er half ihr.

Unablässig küsste sie ihn weiter. Sie war froh, als er ihr die Panty abstreifte. Sie wollte ihn. Hier und jetzt. Er sie wohl auch, stellte sie fest, als er sie auf den Arm nahm, zum großen Esstisch mitten im Raum trug, und absetzte – und zu ihr kam, ihren sehnlichen Wunsch erfüllte – und ihre Tiefe. Sie schlang ihre Arme und Beine um ihn, presste ihn an sich, spürte jede seiner Bewegungen in sich – und jede seiner Berührungen – seine Hände auf ihrem Körper. Ja, das war es, was sie wollte – das wollte sie – pulsierte es in ihr. Plötzlich löste sie die Umklammerung, stütze sich nach hinten auf dem Tisch ab, und stieß lange, kehlige Schreie aus.

Ihre Pumps hatte sie fallen gelassen. Jetzt trug sie nur noch das goldene Armband mit den roten Steinen.

Schließlich verharrten sie lange vereint und ineinander verschlungen, bis sie flüsterte:

„Lass uns Duschen gehen.“

Sie lösten sich voneinander. Im Bad stellte Paolo fest, dass Taraneh beim Sonnen wohl immer ein Bikinihöschen trug – aber nie ein Oberteil.

„Lass uns verreisen. Nur Du und ich. Egal wohin. Einfach zusammen sein. Nicht irgendwann, sondern bald, sofort – jedenfalls so schnell wie möglich“, schlug er ihr vor. Sie nickte, während ihre Augen in den seinen ruhten.

Experiment

Taraneh hatte gehört, was Paolo gesagt hatte – und musste keinen Augenblick überlegen. Sie wusste weder, wie ihr Kalender für die kommenden Wochen aussah – welche wichtigen Termine auf dem Programm standen – noch, ob es vernünftig wäre, mit diesem Mann, mit Paolo, zu verreisen. In jedem Fall wusste sie aber, dass sie alles in Bewegung setzen würde, um die Reise zu ermöglichen.

Im Biergarten an Kleinhesseloher See nahm ihre Reise Form an. Sie waren sich einig, in die Wärme zu wollen – und beide hatten sie den Wunsch, das Ziel ohne lange Anreise zu erreichen. Kein spezieller Ort, kein Weg waren das Ziel. Ihr Ziel war die gemeinsame Zeit – egal wo, in jedem Fall aber jetzt. Tags darauf hatte Taraneh alle Hände voll zu tun, Termine umzulegen. Einige übernahm ihr Kollege Stefan. Andere verschob sie nach hinten. Sie empfand sich als fast rücksichtslos, als würde sie ihr Pflichtbewusstsein verraten.

„Aber das muss jetzt sein“, ermutigte sie sich. Sie überlegte, wen sie über die Reise informieren musste und was sie preisgeben sollte. Sollte sie sagen, dass sie

spontan das Bedürfnis nach ein paar Tagen Urlaub habe? Nein, das hätte ihrem Wahrheitsgefühl widersprochen.

Sie rief Lena an und brachte sie in groben Zügen auf den Stand der Dinge. Ihr war klar, dass Lena nur zu gerne wissen wollte, wie es um sie und Paolo stand. Zugleich wusste sie, dass ihre Freundin sie nicht danach fragen würde. Während sie telefonierten, beschloss Taraneh, auch Manon einzuweihen. Um nicht alles zwei Mal erzählen zu müssen, schlug sie erst Lena und im Anschluss Manon vor, sich zu dritt zu treffen. Am folgenden Abend saßen die Freundinnen zusammen und tauschten sich aus. Die Entwicklung zwischen Taraneh und Paolo war natürlich das beherrschende Thema.

Eine Herausforderung stand Taraneh allerdings noch bevor: ihre Eltern, vor allem ihre Mutter, über die Reise zu informieren. Sie kannte ihre Mutter nur zu gut. Dass Paolo Italiener war, würde Lilli mit gemischten Gefühlen aufnehmen, denn mit italienischen Männern verband sie die Vorstellung von verwöhnten Muttersöhnchen. Zugleich würde Lilli das Bild umgehend wieder wegwischen und ihr mit der Erwartung und Hoffnung auf eine große Hochzeit und eine Enkelschar in den Ohren liegen. Was für Klischees, ärgerte sich Taraneh.

„Hättet ihr selbst für mehr Kinder gesorgt, wärt ihr vielleicht längst Großeltern. Spaß am Sex hattet ihr ja immer“, grummelte sie. Warum sie Einzelkind geblieben war, wusste sie weiterhin nicht. Vielleicht war sie ja gar kein Wunschkind, sondern das Ergebnis einer Begierde, ein Unfall, war ihr kürzlich durch den Kopf gegangen. Aber das alles interessierte sie längst nicht mehr. Zu ihrer Überraschung blieb Lilli gefasst und erkundigte sich nach keinen Details. Zum ersten Mal hegte Taraneh die Hoffnung, ihre Mutter würde sich angewöhnen, Respekt und Geduld aufzubringen – und ihre Berichte abwarten. Anton hatte ohnehin keine Zeit für ausführliche Telefongespräche zu Nichtigkeiten wie Urlaube. Seit dem Verkauf seiner Firmen war er mit der leidvollen Pflicht gesegnet, sein Vermögen zu verwalten – eine Herausforderung, die ihm deutlich schwerer zu fallen schien, als komplizierte Bauvorhaben zu projektieren oder den Überblick über ein Warensortiment von mehreren tausend Artikeln zu behalten.

Nachdem die organisatorischen Vorbereitungen abgeschlossen waren, begann sie, sich um ihr inneres Befinden zu kümmern. Immer wieder erfasste sie Unruhe, und gelegentlich sogar Panik, anlässlich des bevorstehenden Experiments – ihre Bezeichnung für die Reise. Sie unternahm alles, um mit Paolo zu verreisen

– aber war das richtig? Im Grunde kannte sie den Mann doch weiterhin kaum. Dieser Gedanke umkreisten sie fortwährend. Sie gestand sich, den Umgang mit Paolo bisher immer nur als angenehm, wahrgenommen zu haben. Würde er sich genauso geben, wenn sie auf sich gestellt sein werden? Immerhin war die Reise auch für ihn ein Experiment. Was würde das mit ihm machen? Sie beruhigte sich. Schließlich hatte Cecilia ihr Paolo vorgestellt. Wäre er ein unberechenbarer Zeitgenosse, hätte Cecilia den Kontakt mit ihm nicht über Jahre aufrechterhalten. Oder Cecilia hätte ihr einen vorsichtigen Hinweis gegeben – sie hatte mitbekommen, dass sie und Paolo sich nähergekommen waren. Dann dachte sie über ihr Gepäck nach. Sie entschied, dass es ab Mitte Juni beginnen würde, heiß zu werden, womit kleines Gepäck ausreichend wäre. Tagsüber würde sie außer Badeutensilien nur wenig benötigen. Für abends packte sie paar Sommerkleider ein. Außerdem hatte sie schon lange keine Kleidung mehr gekauft. Notfalls würde sie Shoppen gehen, stimmte sie sich ein.

Abenteuer

Zwei Tage später flog sie nach Mailand, wo sie Paolo am Flughafen traf. Gemeinsam flogen sie weiter. An ihrem Ziel wurden sie mit einem klimatisierten Kleinbus vom Flughafen zum Hotel gebracht. Die Sonne stand senkrecht. Die Temperatur war für die Jahreszeit ungewöhnlich hoch. Zur Fortbewegung vor Ort hatte Paolo ein Motorrad angemietet, das bereits auf dem Hotelparkplatz stand, als sie ankamen.

Während sie das Gepäck in den Schränken verstauten, hingen beide ähnlichen Gedanken nach, wie sie sich später gestanden: Wie würde es sein, nicht nur die genussvollen Momente des Lebens miteinander zu teilen, sondern auch die Niederungen des Alltags? Wie waren die Gewohnheiten, ja Marotten und Unzulänglichkeiten des anderen – beim Aufwachen, beim Verweilen im Bad? Welche Ordnung oder Unordnung empfand jeder von ihnen als normal? Wie viel Zeit würde der jeweils andere benötigen, um sich für den Strand fertigzumachen – würde Taraneh lange damit beschäftigt sein, ihre Haare hochzustecken oder sich einzucremen – würde Paolo sich beim Packen der Badetasche als Umstandskrämer

entpuppen? Als beide mit Auspacken fertig waren, stellte jeder für sich fest, dass sich alles so gefügt hatte, als wäre es nicht ihre erste gemeinsame Reise. Selbst bei der Wahl der Bettseite ergab sich alles wie von selbst – Taraneh schlief rechts von Paolo. Kurz standen sie einander etwas steif gegenüber. Würde man uns jetzt so sehen, beobachtete Taraneh die Situation, käme niemand auf die Idee, dass wir schon sehr leidenschaftliche Augenblicke miteinander geteilt haben. Einen kurzen Anflug von Unsicherheit über die Richtigkeit des gemeinsamen Aufenthalts hier, an diesem Ort, in diesem Hotel, in diesem Zimmer, erstickte sie im Keim.

„Für heute lohnt es sich nicht mehr, noch zu einer Erkundungsfahrt aufzubrechen. Lass uns für den restlichen Nachmittag an den Hotelstrand gehen“, schlug sie vor. Der Strand war klein. Nur wenige Gäste belegten einige Liegen. Nachdem sie zwei Stunden dort verbracht hatten, fuhren sie abends mit dem Motorrad in den nahen Ort. Sie streiften durch die verwinkelten Gassen, ließen sich treiben und amüsierten sich, wenn sie abermals die Orientierung verloren hatten. Schließlich passierten sie einen kleinen Platz mit einem Lokal, in dem lebhafter Betrieb herrschte. Hier gefiel es ihnen. Sie warteten, bis sie einen Tisch im Freien zugewiesen bekamen. Die

Temperatur war noch immer hoch. Die Luft schmeichelte der Haut. Sie sprachen wenig. Beide bemerkten abermals die Anspannung, die sich seit Stockholm aufgestaut hatte – und spürten die sich ausbreitende Erschöpfung – jetzt, da sie nicht mehr von Reisevorbereitungen abgelenkt waren.

Das Abenteuer kann beginnen, ging es Paolo durch den Kopf. Abenteuer - sein Synonym für die Reise, die er um jeden Preis wollte – auch wenn er sich des Wagnisses, auf das sie sich einließen, bewusst war. Jetzt, da sie angekommen waren und er Taraneh gegenüber saß, begann auch er zu hadern. Warum waren sie so aufeinander fixiert – und was war das wirkliche Ziel ihrer Reise hierher? Eine Laune? Eine Liebelei? Die Begierde aufeinander? Oder ging es um die Entdeckung von mehr – von Gemeinsamkeiten, von Grenzen, auf dem Weg in eine vielleicht gemeinsame Zukunft? Sollte, wollte er soweit denken? Könnte er diese Fragen beantworten? Wie würde Taraneh reagieren, wenn er keine Antworten hätte? Mit einem innerlichen STOP brachte er die Gedankenspirale zum Stehen. Er musste die Fragen nicht beantworten können – und Taraneh auch nicht. In einem entfernten Winkel seiner Gedanken tauchte Nicoletta auf. Sie schien ihm zuzuwinken – wie für einen letzten

Abschiedsgruß. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Entspannung legte sich über seine Züge.

Nach dem Essen bummelten sie entlang weiß gekalkter Häuser mit bunten Türen, Fenstern und Balkongeländern. Die Luft trug schwere Süße. Sie hielten einander bei den Händen und ließen das Treiben um sie herum wirken. Sie schlenderten entlang kleiner Läden mit Mode und Schmuck und gingen in eine Galerie – kauften aber nirgends etwas. Irgendwann gelangten sie an eine kurze Uferpromenade, entlang derer sich einige Cafés und Bars reihten. Unter einem mächtigen Baum, dessen ausladende Krone einen Baldachin bildete, nahmen sie an einem Tischchen Platz. Versteckte Glühbirnen verteilten sanftes gelbes Licht. Der Wasserspiegel in dem winzigen Hafenbecken lag wenige Zentimeter unterhalb der Uferbefestigung und plätscherte leise. Gelegentlich spritzten Tropfen von Meerwasser auf und über ihre Füße. Sie hatten die Schuhe abgestreift. Nach dem die gutgelaunte junge Frau ihre Bestellung aufgenommen hatte, streckten sie sich und genossen einfach alles: ihr Zusammensein, ihre Gespräche und die Nacht. Zu fortgeschrittener Stunde erkoren sie die verzauberte Lage am Wasser und unter dem Baum zu ihrem Stammpplatz für die kommenden Abende.

Spät fuhren sie zurück ins Hotel. Als Paolo aus dem Bad kam, fand er Taraneh angezogen auf dem Bett liegend und eingeschlafen. Er sah sie eine kleine Weile an, wie sie friedlich dalag – ihre Atmung ruhig und regelmäßig. Er bewunderte sie aus tiefstem Herzen und voller Stolz. Vorsichtig setzte er sich zu ihr und strich ihr eine Strähne aus dem Gesicht. Das wäre nicht nötig gewesen, aber er wollte sie berühren, kurz ihre Haut spüren. Darauf streifte er ihr die Sandalen mit den üppigen Früchten als Dekoration ab, zog das Laken vorsichtig unter ihr heraus und deckte sie zu. Dann zog auch er sich aus, legte sich neben sie und schlief ein.

Déjà-vu

Mit den ersten Sonnenstrahlen wachte sie auf und merkte, dass sie angezogen eingeschlafen war. Paolo musste ihr die Schuhe ausgezogen und sie zugedeckt haben. Sie sah zu ihm hinüber. Er schlief tief. Leise glitt sie vom Bett, zog sich aus und einen Bikini an. Dann langte sie nach einem Strandhandtuch, ergriff eine der beiden Code-Karten für die Tür, und verließ das Zimmer. Die Hotelanlage schmiegte sich an einen terrassierten Hang. Ebene um Ebene schlenderte sie auf den angelegten Wegen zwischen den flachen Gebäuden des Resorts bergab – hinunter Richtung Strand. Es duftete nach Rosmarin und nach Kräutern, die sie nicht benennen konnte. Auf halbem Weg kam sie an dem großen Hotelpool vorbei. Die Sonnenliegen drumherum und die Sonnenschirme waren noch nicht aufgeklappt. Alles war still, keine Menschenseele unterwegs. Noch nicht einmal die Zikaden hatten ihr Gezirpe angestimmt. Am Beckenrand blieb sie stehen – und blickte mit einem verspielten Lächeln in das Wasser. Ihre Gedanken waren von einem Feuerwerk sinnlicher Fantasien erfüllt. In den Wochen seit der Begegnung mit Paolo in Stockholm war ein Sturm

an Erwartungen, an Hoffnungen und an Sehnsüchten losgebrochen. Sie fühlte sich an ihre turbulenten Zeiten zu Beginn des Studiums erinnert – als sie unbekanntes Terrain erkundete, um Neues zu erfahren. Jetzt war sie wieder bereit, sich auf Neues einzulassen – aber anders als damals wusste sie jetzt, was sie wollte: ihn, diesen Mann, Paolo.

Sie blickte auf und sah hinaus zu dem unten liegenden, tiefblauen Meer. Sie lief weiter abwärts. Auch am Strand war sie alleine. Sie klappte eine der Sonnenliegen auf, legte das Handtuch ab – zögerte – und zog den Bikini aus.

„Nackt wie eine antike Göttin“, lächelte sie leise. Langsam, Schritt für Schritt, entfernte sie sich vom Ufer, bis ihr das Wasser an den Hüften stand. Die Morgensonne wärmte ihre Haut – ein wohliger Schauer durchlief ihren Körper. Regungslos verharrte sie – und ließ die Szenerie wirken. Schließlich hob sie ihre Arme, setzte an zu einem Sprung nach vorn, tauchte ein, machte lange Züge unter Wasser, tauchte wieder auf und schwamm hinaus. Das Meer lag glatt vor ihr. Sie spürte, wie das Wasser an ihr entlangstrich.

An einer Boje hielt sie sich fest und blickte zurück zum Ufer. Wie zufällig über den Hang verstreute Zuckerstücke lagen die weißen Häuschen der

Hotelanlage da. Und in einem dieser Würfel liegst Du, sann sie. Schläfst Du noch? Sehnsucht erfasste sie. Sie wollte bei ihm sein, für ihn da sein, wenn er aufwachte. Eine sanfte Welle rollte heran. Sie ließ sich mitnehmen zum Strand, fühlte sich eins mit dem Element – wie schwerelos. Glücksgefühle breiteten sich in ihr aus. Als das Wasser wiederum nur noch hüfttief war, stellte sie sich hin und wandte ihren Blick hinaus aufs Meer – dem noch jungen Tag mit seinem diesigen Morgenlicht zu. Reflektionen der Sonne auf der spiegelglatten Wasseroberfläche blendeten sie. Mövengeschrei war das einzige Geräusch in der Stille. Sie schloss die Augen. Regungslos genoss sie die ansteigende Wärme – bis plötzlich ein Déjà-vu sie ergriff: Bilder vom Sommerfest am See bei Manon machten sich bei ihr breit – wie sie an einem ähnlich stillen Morgen auf dem Steg gesessen hatte, die Frau gekommen war und sie der Frau zugesehen hatte, wie sie nur Tunika und Jeans ausziehen musste, um nackt ins Wasser zu springen. Wie hieß sie noch? Der Name fiel ihr nicht ein. Dafür kehrte eine andere Erinnerung zurück: Sie hatte sich bei der Beobachtung der Frau damals gewünscht, irgendwann einmal das gleiche Selbstbewusstsein zu haben, wie – stimmt, Julia hieß sie – wie Julia. Einen Augenblick lang, war sie von ihrem einstigen Wunsch amüsiert und gerührt. Heute

verfügte sie über dieses Selbstbewusstsein, das wusste sie – und über die Unabhängigkeit und Entschlusskraft, sich auf all das hier einzulassen – und auf Paolo. Und ob ihr gerade jemand zusah, wie sie nackt im Meer stand, war ihr gleichgültig.

Ihren Gedanken nachhängend, verließ sie das Wasser, schlang sich das Handtuch um, griff nach den Bikiniteilen und ging auf ihr Zimmer. Auf Zehenspitzen stahl sie sich hinein. Paolo schlief weiterhin. Lautlos öffnete sie die Klappläden zu der Terrasse vor ihrem Zimmer, trat hinaus und lehnte die Läden geräuschlos wieder an. Sie legte sich auf eine der beiden Liegen und öffnete das Handtuch um sich von der Sonne trocknen zu lassen. Wieder einmal machte sie sich bewusst, wo sie stand – in ihrem Leben – und dankte dem Schicksal, das es seit geraumer Zeit gut mit ihr meinte. Jetzt lag sie nicht nur hier und ruhte in sich, sondern wusste auch, was sie wollte – ihn, ihren Liebsten, Paolo – für ihn da sein, wenn er gleich aufwachen würde, ihn verwöhnen und spüren wollen. Leise schlüpfte sie zurück ins Zimmer und zu ihm ins Bett.

Grotesk und komisch

Nach dem Frühstück brachen sie mit dem Motorrad zu einer ersten Erkundungsfahrt auf – entlang der Küste, Richtung Norden. Sie gelangten an eine Bucht, die weit in das Land eingeschnitten war. Kräftiger Wind heulte. Die Landschaft war karg, abweisend – steiniger Boden fast ohne jeden Bewuchs. Die wenigen Sträucher und kümmerlichen Bäume wirkten, als würden sie sich vor dem Wind verstecken. Alle duckten sie sich in die gleiche Richtung. Die strahlende Sonne am wolkenlosen Himmel war geradezu ein Widerspruch zu dieser karstigen Szenerie. Eine kleine Gruppe hatte dennoch Freude an den unwirklichen Bedingungen: die Windsurfer. Paolo beobachtete, wie sie mit bunten Segeln in atemberaubendem Tempo über das Wasser rasten. Während er ihren Künsten zusah, überlegte Taraneh, was sie hier eigentlich machten. Diese Askese entsprach so gar nicht ihrer Vorstellung. Sie hoffte, Paolo würde bald ein Einsehen haben.

Schließlich wandte er sich von den Surfern ab und ihr zu. Er legte die Arme um sie, gab ihr einen Kuss auf die Stirn – und schmeckte Salz und spürte eine

Kruste. Der Wind blies heftig. Sie verstanden einander kaum.

„Lass uns von hier verschwinden und an einem windgeschützten Ort etwas trinken. Dann sehen wir weiter“, rief er.

„Wer hätte das gedacht“, murmelte sie, als sie wenig später in einem Café saßen: „Sommer im Süden, und wir sehnen uns nach einem warmen Getränk. Lass uns in die entgegengesetzte Richtung fahren. Vielleicht bläst es dort weniger.“

Nachdem sie den Kaffee getrunken hatten, suchten sie das Kloster auf, das im Reiseführer als Sehenswürdigkeit des Ortes aufgeführt war. Das Kloster entpuppte sich als kleine Kirche, fast als Kapelle. Ein paar alte Mönche bewohnten aber immer noch ein Nebengebäude als Dormitorium und bewirtschafteten ein Gemüsegärtchen. Der Dreiklang aus Kirchlein, Wohntrakt und Gemüsebeeten reichte dem Reiseführer aber, um mit dem verheißungsvollen Begriff Kloster Neugier zu wecken. Ein schwarzgekleideter Mönch kam mit schwankenden Schritten auf sie zu und forderte sie mit einer Handbewegung zum Betreten der Kirche auf. Er führte sie durch den wohl einstmals in leuchtenden Farben ausgemalten Raum. Der Mann war wohl schwerhörig und redete sehr laut. Er sprach in seiner Sprache. Sie hörten ihn wohl,

verstanden ihn aber nicht. Die Situation war grotesk und komisch zugleich: Weder begriffen sie auch nur das Geringste von dem, was der Alte erklärte, noch waren die von Ruß überzogenen, sicherlich einst prächtigen Wandmalereien wirklich zu erkennen. Sie gaben dem Mönch eine Spende. Darauf erhielten sie jeder eine Kerze. Sie sollten sie anzünden und aufstellen. Auch sie durften einen Beitrag zur weiteren Verrußung des Innenraums leisten.

Von einer vagen Idee zu einem festen Plan

Sie fuhren weiter, jetzt Richtung Süden, Überland, durch kleine Ansiedlungen, bis sie irgendwann wieder am Meer anlangten. Sie erreichten eine Bucht – fast kreisrund, nur an einer Stelle offen zum Meer hin. Der fast weiße Sand blendete sie. Das Wasser glitzerte hell und kristallklar – und kein Wind heulte.

„Das ist unsere Bucht. Von genauso einem Strand habe ich geträumt.“ Taraneh jubelte. „Lass uns hier bleiben.“

Sie stellten das Motorrad ab. Eine nur kleine Gästeschar belegte einige wenigen Liegen, die unter Strohschirmen aufgestellt waren. Sie bezahlten die Leihgebühr für zwei Liegen mit Schirm und wählten die abgelegenste Position. Taraneh bat Paolo die Liegen abgewandt zu den anderen Gästen auszurichten. Sie sonnte ohne Bikinioberteil. Der Ausblick war unvergleichlich. Sanfte Wasserbewegungen versprühten endlose Lichtreflexe. Ein warmer Luftzug streichelte sie. Gelegentlich kam eine junge Frau und erkundigte sich nach ihren Wünschen. Sie bestellten Obst, Wasser und Weißwein. Taraneh sah, wie Paolo das vom kalten Wein beschlagene Glas hochhielt – vor die Kulisse

aus Strand, Meer und Sommerhimmel: Ein Bild, das Sehnsüchte auslöst.

Mit einer Hand hielt sie ihn am Handgelenk, während sie mit der anderen ein Buch balancierte. Die Geschichte interessierte sie im Augenblick aber nicht. Ihr Blick wechselte zwischen der Aussicht und Paolo. Gelegentlich zog sie ihn von der Liege hoch und sie schwammen hinaus bis in die Mitte der Bucht. Zurück auf ihren Liege genossen sie die Ruhe. Keine dröhnende Partymusik, kein Donnern von Motorbooten oder Jetski störten die Stille. Sie wollte sich den Trubel der Hochsaison nicht ausmalen, wenn hier alle hinter einem Sichtschutzzaun erkennbaren Liegen belegt sein würden.

Irgendwann spürte sie Paolos Hand. Er strich ihr über die Wange, über den Hals – und dann glitt seine Hand weiter hinunter. Seine Berührungen gingen ihr durch und durch. Nichts davon wollte sie auslassen. Alles in ihr, alles an ihr zog sich zusammen, wurde fest – und sie hoffte und sehnte sich danach, dass dies nie aufhören würde. Wie machte er das nur? Jede seiner Berührung löste einen Rausch ihrer Sinne aus. Sie sann über den Gedanken, den sie am Morgen, als sie am Hotelpool stehengeblieben war, verschwendet hatte: In einer der kommenden Nächte würde sie sich

mit Paolo in dem Pool lieben. Sie rollte die vage Idee zu einem Plan aus.

Am späten Nachmittag fuhren sie zurück zum Hotel. Taraneh saß auf dem Motorrad hinter Paolo und umschlang ihn. Mal presste sie sich, mal kuschelte sie sich an ihn. Ihre Oberschenkel schmiegt sich an seine. Sie suchte so viel Kontakt, so viel Nähe wie sie kriegen konnte – instinktiv – und jede Berührung war ihr präsent. Mit Armen und Beinen, mit Händen und Füßen umklammerte sie dieses Leben, ihn, Paolo – und den Wunsch nach einer gemeinsamen Zukunft mit ihm.

Stummer Dialog

Für den Abend entschied sie sich für das weiße Sommerkleid. Es hatte ihr in Stockholm Glück gebracht. Wie auch tags zuvor, fuhren sie wieder zum Abendessen in den nahen Ort. Nach dem Essen in einem Restaurant schlenderten sie zu der kleinen Bar unter dem ausladenden Baum. Dort saß bereits eine Gruppe, die mehrere Tische zusammengeschoben hatte und lautstark feierte. Der kleine Tisch, an dem sie gestern gesessen hatten, stand abseits und war frei. Sie setzten sich. Paolo beobachteten die Gruppe mürrisch. Sollten sie bleiben, etwas bestellen?

Sie blieben. Wie am Abend zuvor streiften sie die Schuhe ab, spürten das ans Ufer und über ihre Füße plätschernde Wasser, genossen die Aussicht auf die angestrahlten Gebäude auf der gegenüberliegenden Hafenpromenade, bestellten das Gleiche wie am Vortag – und sprangen zwischen unterschiedlichen Themen hin und her. Für beide waren die Gespräche immer noch ein Spagat – zwischen Vergangenheit und Zukunft – zwischen Hoffnungen, Wünschen, Träumen. Bisher waren sie vor allem durch Leidenschaft und Begehren verbunden. Zu vielen Fragen des

Lebens – aus Politik, Religion oder Kunst – wussten sie noch wenig von den Einstellungen des anderen. Zurückhaltend, manchmal zaghaft, formulierten sie ihre Gedanken und tasteten sich aneinander heran.

Paolo saugte die Gespräche, Taranehs Worte, mit großem Lebensdurst auf. Seit sich ihre Wege in Stockholm ein zweites Mal gekreuzt hatten, war er dem Schicksal dankbar, schien es doch einen neuen Lebensabschnitt für ihn bereitzuhalten. Er dachte an die Götter, die einst die Geschehnisse der Region hier bestimmt haben – und vielleicht noch immer lenkten. Hoffentlich waren die Götter ihm gewogen. Wie ein Kind ein noch verpacktes Geschenkpaket ansah, von dem es inständig hoffte, es möge enthalten, was es sich so sehsüchtig wünschte, sah er Taraneh an. Er war verliebt in die Frau und liebte sie. Seit Nicolettas Tod hatte er nicht mehr daran gedacht, mit einer Frau zusammenleben zu wollen. Im Gegenteil: Er wusste, dass er ein paar Frauen vor den Kopf gestoßen hatte. Offensichtlich war die lange Phase des Abschiednehmens nötig gewesen, sinnierte er, um die Erinnerungen an Nicoletta – an die wunderbaren Jahre und Erlebnisse mit ihr, und ihren Tod – zu überwinden. Jetzt war alles anders. Er verspürte den Drang, Taraneh zu fragen, ob sie zusammenleben wollten, besser noch, ob sie ihn heiraten und Kinder mit ihm haben wolle.

Aber dafür war es zu früh. Sie kannten sich noch kaum. Darüber konnte ihrer beider Euphorie nicht hinwegtäuschen, rief er sich zurück. Sie schwiegen.

Ihr Kleid war luftig geschnitten, saß locker. Wenn sie sich vorbeugte, entblößte der Stoff ihre gebräunten Brüste. Er machte keine Anstalten zu verbergen, wie er den Anblick genoss – und sie unternahm nichts, um sich seinen Blicken zu entziehen. Im Gegenteil: Die Blicke bereiteten ihr pure Lust. Sie fühlte sich in ihrer Weiblichkeit in einer Weise wahrgenommen, wie sie es noch nie erlebt hatte. Und dann passierte es – zum ersten Mal: ein stummer Dialog zwischen ihnen setzte sich in Gang – und Taranehs Gedanken riefen den seinen zu:

„Sieh nur hin, wenn Dir gefällt, was Du siehst.“

Seine Gedanken hörten, wozu die ihren sie aufforderten, und antworteten: „Du machst es mir leicht, nimmst mich, wie ich bin, verzauberst mich und lässt meine Träume wahr werden.“

„Du machst es mir doch genauso leicht“, antworteten ihre Gedanken den seinen. „Du bist in jeder Weise ein Gentleman, ein Chevalier und ein wundervoller, zärtlicher und fantasievoller Liebhaber. Ich bin süchtig danach, und nach Dir, und danach, Dich zu spüren und zu berühren, überall an Deinem Körper, immerzu und egal wo wir sind.“

Taraneh beugte sich ihm zu, strich mit der Handfläche zärtlich entlang der Innenseite seines Oberschenkels und küsste ihn innig.

Sie fühlten sich, als säßen sie allein unter dem Baum am Wasser – und nahm die anderen Gäste nicht wahr. Nur die fröhliche Kellnerin war immer gleich zur Stelle, wenn ihre Gläser leer waren.

„Sollten wir nochmals hierherkommen und wieder hier sitzen, dann, bin ich sicher, sind wir verheiratet“, platzte es unverhofft aus ihm heraus. Er erschrak. Dann freute er sich. Hatte er doch seinen Heiratsantrag antragslos formuliert. Zugleich war er überrascht. Der Wunsch nach einer gemeinsamen Zukunft mit Taraneh war wohl zu groß, um dem Druck Stand zu halten.

Sie schmiegte sich an ihn, saugte seinen Geruch ein. Ihre Hand lag weiterhin dort, wo sie sie zuvor platziert hatte.

„Woran denkst Du?“, wollte sie auf einmal wissen.

„An die Angst, Dich zu verlieren. Und dass ich, wenn ich eines Tages diesen schönen Planeten verlasse, kein neues Leben hinterlassen haben würde.“

Der letzte Satz breitete sich wie zäher Tran in Taraneh aus – bis er Panik auslöste. Den sehnlichen Wunsch nach einer Familie mit Kindern, hatte sie seit dem Bruch mit Leopold ausgeblendet. Jetzt stand ihr

elementarer Lebenstraum plötzlich wieder vor ihr – und ihr wurde bewusst, dass es an der Zeit war, wenn sie noch Kinder haben wollte. Wie ein Magenschwinger traf sie diese Erkenntnis.

„Wie wird es mit uns weitergehen?“, fragte sie nach einer Weile in ihr Schweigen und die anhaltende Wärme der Nacht hinein.

„Baldmöglichst wieder hier sein.“ Er lachte und hoffte, sie würde die Brücke zu seinen letzten Sätzen schlagen. Er legte seinen Arm um ihre Schultern. „Meinem Beruf kann ich von überall aus nachgehen. München wäre sogar der bessere Standort. Die Flugverbindungen sind umfangreicher als von Mailand aus. Meiner Firma ist es egal, wo ich ansässig bin. Nur der Stall auf Elba, den Du noch nicht kennst, wäre weiter weg. Ich könnte mir in München eine Bleibe suchen.“

Sie sah zu ihm hoch, in seine Augen. Dann umschlang sie ihn mit ihren Armen, vergrub sich in ihm – und spürte, wie sich Sehnsucht in ihr ausbreitete – oder war es Verlangen?

„Komm. Lass uns in unseren Zuckerwürfel fahren. Jetzt sofort.“, hauchte sie – und gab der Kellnerin das Zeichen zum Bezahlen.

Mit der Rückkehr nach München stimmten sie ihre Lebensrhythmen auf einander ab. Taraneh

verweigerte sich der Idee, Paolo bezöge eine eigene Wohnung in München. Er zog zu ihr, bei ihr ein. Seine Wohnung in Mailand behielt er vorläufig bei. Lilli war über Taranehs Beziehung mit Paolo beglückt, und Anton verstand sich mit dem Naturwissenschaftler Paolo auf Anhieb. Im Herbst kam Paolo nicht umhin, Taraneh auch seiner Familie vorzustellen. Dort waren die Freude und Erleichterung groß, dass er ins Leben zurückgefunden hatte. Das Haus auf Elba wurde für beide zur zweiten Heimat.

Finale

Finale.....335

Finale

..... ich liege auf ihm, sehe ihm in die Augen, küsse ihn und vergrabe meine Finger in seinen wilden Locken. Ich ziehe die Knie an und gehe in die Hocke. Paolo weiß, was jetzt kommt. Er kennt meine Vorlieben, meine Spielarten. Und ich weiß, wie verrückt er danach ist.

In grenzenlosem Glück spüren wir uns – ich berauscht und aller meiner Sinne beraubt.

Dann Gänsehautmomente. Nachbeben.

Ich beuge mich vor, zu ihm herunter, meine Lippen an seinem Hals. Vereint verharren wir eine endlose, eine zeitlose Zeit. Irgendwann lösen wir uns voneinander, liegen nebeneinander. Er sieht mich an. Ich verschlinge seinen Blick. Er wickelt eine Strähne meines Haars um einen Finger.

„Ich liebe Dich“, flüstert er, „mit Leib und Seele.“

Immer wieder bin ich überrascht, welche Sprichwörter er auch auf Deutsch kennt.

„Ich dachte, Italiener stehen auf Blond, auf blonde Germaninnen“, schmunzle ich, und stichle: „Wie hast Du nur an mir mit meinem dunklen Haar hängenbleiben können? Das wollte ich Dich schon lange fragen.“

„Die Zeiten der Gigolos und Katzelmacher sind vorbei – oder kein Privileg der italienischen Männer mehr.“

Ich schaue ihm weiter in die Augen. Er erwidert den Blick.

„Was hältst Du davon, wenn wir für kommendes Frühjahr eine Reise zu der Bar am Wasser, zu den Tischen unter dem großen Baum, einplanen – mit einigen Gästen – mit Deinen und meinen Eltern, meiner Schwester, und unseren Freunden?“

Was für ein abrupter Themenwechsel. Ich sehe ihn weiter an – lang und ruhig, und antworte nicht. Nicht sofort. Meine Hände vergraben sich erneut in seinen Haaren. Ich halte seinen Kopf fest – oder halte ich mich fest – an ihm? Ich verstehe seinen Vorschlag, der eine Frage ist, sofort. Ich spüre in mich hinein und denke an meine Liebeleien nach dem Ende der Beziehung mit Leopold. Ich hatte gelernt, immer schnell zu erkennen, dass keine der Affären über den nötigen Tiefgang für eine dauerhafte Beziehung verfügte. Jedes Mal war bald ein Alarmton angegangen. Seit ich Paolo so unverhofft in Stockholm wiederbegegnet bin, hat sich dieser Prüfmechanismus, hat sich das Warnsystem nicht ein einziges Mal aktiviert. Keine Alarmleuchte ist seither aufgeflackert, hat keine Sirene je geschrillt.

Seine dunklen Augen verraten mir, wie sehnsüchtig und ungeduldig er auf eine – auf meine Antwort wartet.

„Wenn mich nicht alles trügt, werde ich dann mit einem sehr dicken Bauch dort sitzen – und wohl die Einzige sein, die keinen Alkohol trinkt.“

Ich lasse die Nachricht wirken. Dann schmiege ich mich an ihn und flüstere:

„Eigentlich wollte ich mit der Neuigkeit noch einige Tage warten, bis ich ganz sicher bin. Aber jetzt ...“

Ich spreche nicht weiter. Er hält mich vorsichtig fest, zaghaft – als müsse er etwas schützen – und ich sehe feuchten Glanz in seinen Augen. Und während ich in seine Augen blicke, ertappe ich meine Gedanken dabei, sich mit den seinen zu verabreden – und beide sprechen wir aus, was in dem Moment schon entschieden ist: „Geheiratet wird aber auf Elba!“

E N D E

Wenn Ihnen die Geschichte gefallen hat,
geben Sie das Buch einfach weiter.

Oder Schicken Sie es bitte an

CCONOS

Eduard-Schenk-Straße 38

80807 München

Besten Dank.

Auch von mir

Lügen, Intrigen und andere Wahrheiten

Wer drei Mal lügt, dem glaubt man nicht. Und lügt, wer die Wahrheit für sich behält? Menschen lügen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag. Manche weit öfter. Ist Liebe der häufigste Anlass für Lügen?

Menschen lügen aus Angst, aus Scham, aus Sehnsucht, aus Gier, aus Lust. Sie belügen sich selbst und andere. Menschen täuschen, täuschen vor, täuschen sich selbst, führen hinters Licht, hintergehen, führen in Versuchung und in die Irre, manipulieren und verschweigen. Manche gestehen irgendwann Lügen.

Aus unterschiedlichen Perspektiven erzählen die Geschichten von diesem offenbar zutiefst menschlichen Wesenszug.

Auch von mir

F r a u e n b a d i

Von irrealem Überfluss und oft großer Not
Von einer M n ge   trois und einer geheimen Parallelwelt
Von süßer Rache, Arthur Schnitzler
und einem Verbrechen

Zwei Frauen, in ihren Fünfzigern, lernen sich zufällig in Zürich kennen. Sie sind für eine Konferenz angereist. Irgendetwas verbindet sie – dabei hätte ihre Herkunft kaum unterschiedlicher sein können. Für beide verliert die Tagung jede Bedeutung.  ber zwei Sommernächte hinweg, offenbaren sie sich ihren Leben.

Die eine, Monika, kommt von ganz oben und hadert mit der zynischen Selbstvermehrung ihres unermesslichen Vermögens. Sie vertraut Valerie die Zerrissenheit ihrer Kindheit und Jugend an und gesteht ihr das geheime Doppelleben ihres Vaters, mit dessen Folgen sie bis heute zurechtkommen muss. Werner, an dem sie sich immer hat aufrichten können, ist seit fünf Jahren tot.

Valerie hingegen, entstammt den sogenannten kleinen Verhältnissen, macht aber beruflich Karriere. Mit Männern hat sie dagegen weniger Glück. Ausgerechnet eine M n ge   Trois soll in Schachen M nnen alles richten – bis sie ausbricht und sich einer Schwesternschaft anschließt. Frömmigkeit und Demut gehören aber nicht zum Glaubensbekenntnis der Gemeinschaft. Bei aller Offenheit, weicht Valerie aber aus, Monika die wahre Natur der Vereinigung anzuvertrauen. Dabei hat sie ihr Leben dafür auf den Kopf gestellt. Monika lässt nicht locker und entschlüsselt Valeries Geheimnis.

Nach dem nach zwei tropischen Nächten auch die letzten Geheimnisse offengelegt sind, verlassen die Frauen nach Mitternacht gemeinsam das Frauenbadi. Da passiert, was Monika immer für ausgeschlossen gehalten hat – und Valerie in Abgründe stürzt und ihr Leben in den Grundfesten erschüttert.

Meinen Debutroman,

**Vom Jungen,
der kein Kind sein wollte**

habe ich zurückgezogen. Mit dem Schreiben der oben genannten Titel und nun auch dem Band mit Erzählungen, sowie durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben, steigerte sich mein Unbehagen über mein Erstlingswerk. In Folge, habe ich das Buch zurückgenommen.

Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich mochte, eines Tages eine zweite Chance.